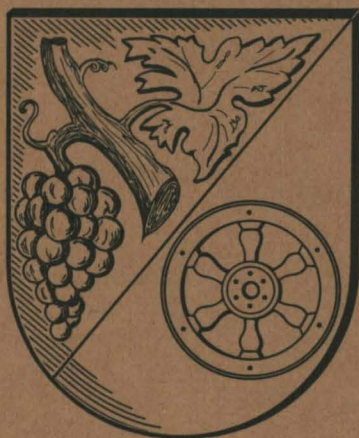

R·H·E·I·N·G·A·U

F·O·R·U·M

Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur



3. Jahrgang
4/1994

ISSN 0942-4474

Herausgegeben von: Rheingauer Weinkonvent e.V.
Gesellschaft zur Förderung der Rheingauer Heimatforschung e.V.
Freundeskreis Kloster Eberbach e.V.

Verantwortlich: Professor Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9, 65366 Geisenheim
Dr. h.c. Josef Staab, Schloß Johannisberg, 65366 Geisenheim

Ideen für mehr Sicherheit



Weltweit

Als mittelständisches Unternehmen gehören wir weltweit zu den führenden Herstellern von Niederspannungsschaltgeräten und Verteilungen für die Elektrizitätsversorgung. Wir entwickeln und fertigen Hoch- und Niederspannungssicherungen, Schalter, elektronische Meß- und Meldegeräte, Verteilungen sowie Verteiler- und Geräteschränke. Dabei stehen Aspekte der Sicherheit ganz vorn: Funktionssicherheit, Betriebssicherheit, Berührungssicherheit bei Montage und Wartung. Durch eine weitgehend mechanisierte, computer-gestützte Fertigung sichern wir Qualität zu vernünftigem Preis.

Sichern
Schalten
Verteilen



JEAN MÜLLER

IMPRESSUM

R · H · E · I · N · G · A · U F · O · R · U · M

Vierteljahres-Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur

Herausgegeben von den Gesellschaften:

Rheingauer Weinkonvent e.V.

Gesellschaft zur Förderung der Rheingauer Heimatforschung e.V.

Freundeskreis Kloster Eberbach e.V.

Redaktion:

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9,
65366 Geisenheim, Telefon (06722) 80 10

Dr. h.c. Josef Staab, Schloß Johannisberg,
65366 Geisenheim, Telefon (06722) 508 43

Ständige Mitarbeiter:

Gerhard Becker, 65375 Oestrich-Winkel

Wolfgang Blum, 65366 Geisenheim

Norbert Brühl, 65396 Walluf

Dr. Jörg W. Busch, 65201 Wiesbaden

Rolf Göttert, 65385 Rüdesheim

Prof. Dr. Leo Gros, 65366 Geisenheim

Patrik Kunkel, 65344 Eltville (Martinsthal)

Dr. Hartmut Heinemann, 65187 Wiesbaden

Dr. Manfred Laufs, 65366 Geisenheim

Dr. Yvonne Monsees, 65187 Wiesbaden

Wolfgang Riedel, 65375 Oestrich-Winkel (Hallgarten)

Dr. Josef Roßkopf, 65375 Oestrich-Winkel (Hallgarten)

Robert Struppmann, 65391 Lorch

Karla Wiesinger, 65375 Oestrich-Winkel

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Namentlich gezeichnete Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder. Leserbriefe sind willkommen. Die Redaktion behält sich jedoch die Entscheidung über Veröffentlichung und Kürzung vor.

Herstellung, Auslieferung und Bezug:

Georg Aug. Walter's Druckerei & Verlag GmbH
65335 Eltville im Rheingau, Postfach 1562
Telefon (06123) 6 10 91-93; Telefax (06123) 15 16

Preise:

Einzelheft inklusive Versandkosten: 8,25 DM

Jahres-Abonnement (4 Schriften): 31,50 DM

Für die Mitglieder der drei Gesellschaften (Herausgeber) ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Bankverbindung:

Volksbank Eltville eG Kto.-Nr. 65722 (BLZ 51091400)

Der Abonnementsbetrag ist per Einzugsermächtigung bis zum 31. März fällig. Kündigungen sind nur zum 31. 12. eines Jahres möglich und müssen bis spätestens 30. Juni des betreffenden Jahres erfolgen.

Gerichtsstand ist 65343 Eltville im Rheingau.

SONDERAUSGABE

R · H · E · I · N · G · A · U F · O · R · U · M 4/1994

Herrn Dr. h.c. Josef Staab zum 75. Geburtstag

Inhalt

Bruno Kriesel

Zum 75. Geburtstag unseres Jubilars
Dr. h.c. Josef Staab 3

Patrick Kunkel

Zwischen Wein und Geschichte ... 8

Falk Krebs

Eine spannende Sache - ... 10

Paul Claus

Rheingauer Brunnen -
von der Weinlandschaft geprägt 16

Leo Gros

Fülle des Lebens und enttäuschte Liebe 23

Hartmut Heinemann

Eberbach in schwerer Zeit 37

Albrecht Beutel

Der philosophische Trinker 41

Karen Stolleis

Auf den Spuren eines verlorenen
Kiedricher Antependiums 49

Wolfgang Riedel

Vue du Couvent de Tiefenthal 57

Yvonne Monsees

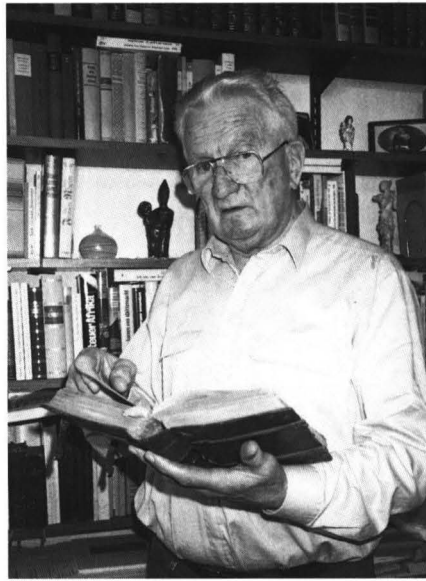
Bemerkungen zum Grabmal des
Mainzer Erzbischofs Gerlach von Nassau 64

Eberhard J. Nikitsch

Das ehemalige Wilhelmiten-Kloster
Marienport und der heutige
Marienporter Hof bei Bad Kreuznach 80

Redaktion: Dr. Y. Monsees und Dr. E.J. Nikitsch

Mitarbeiter: Dr. A. Beutel, 72074 Tübingen; Prof. Dr. P. Claus, 65366 Geisenheim; Prof. Dr. L. Gros, 65366 Geisenheim; Dr. H. Heinemann, 65187 Wiesbaden; Prof. Dr. F. Krebs, 64342 Seeheim-Jugenheim; B. Kriesel, 65399 Kiedrich; P. Kunkel, 65396 Walluf; Dr. Y. Monsees, 65187 Wiesbaden; Dr. E. J. Nikitsch, 55131 Mainz; W. Riedel, 65375 Hallgarten und Dr. K. Stolleis, 61476 Kronberg



Als an einem frostigen Winterabend vergangenen Jahres einige Freunde des Rheingaus und seiner Geschichte in der Guttschänke Schloß Groenesteyn zusammenkamen, war noch nicht abzusehen, ob der dort mit Begeisterung aufgenommene Plan, den Nestor der Rheingauer Wein- und Kulturgeschichte anlässlich seines 75. Geburtstages mit einer kleinen Festschrift zu überraschen, überhaupt Aussicht auf Erfolg haben würde. Zu groß schienen die Unwägbarkeiten hinsichtlich der erforderlichen Finanzierung zu sein, ganz abgesehen von der nur noch begrenzt zur Verfügung stehenden Zeit: Immerhin waren sich die Versammelten in dem hochgesteckten Ziel einig, zu Ehren des Jubilars ausschließlich originale Beiträge aus ihren jeweiligen Interessensgebieten verfassen zu wollen.

Nachdem im Verlauf dieses Jahres die einzelnen Artikel – nicht ohne gelegentlichen sanften Druck – nach und nach eintrafen, erhob sich die drängende Frage nach der äußeren Gestaltung der Festgabe. Der ursprüngliche Plan der privaten Finanzierung einer eigenständigen Publikation wurde verständlicherweise rasch fallengelassen, als sich durch den engagieren Einsatz der Herren Helmut Ammann und Manfred Hampl sowie von Herrn Prof. Dr. Paul Claus die Möglichkeit ergab, die Winternummer des „Rheingau Forums“ in

erheblich erweiterter Form als Doppelheft nutzen zu dürfen. Für diese ungewöhnliche und sehr erfreuliche Kooperation bedanken sich die Unterzeichnenden recht herzlich. Die Nassauische Sparkasse Winkel und mehrere, ungenannt bleibend wollende Personen haben durch namhafte Gaben erheblich zur endgültigen Finanzierung dieser Sondernummer beigetragen. Daß es zudem in letzter Sekunde durch eine äußerst großzügige Zuwendung seitens Frau Realschullehrerin a. D. Edith Luise Trenkler (Eltville) ermöglicht wurde, einen Teil der in den Texten behandelten Kunstgegenstände in Farbabbildungen wiederzugeben, war ein Glücksfall, mit dem kaum mehr gerechnet werden konnte.

Wenn es die hier erstmals veröffentlichten Artikel vermögen, unseren geschätzten Jubilar bei der Lektüre ein wenig daran zu erinnern, daß ein ganz wesentliches Element seiner vielfältigen Aktivitäten auch darin besteht, durch hilfreiche Hinweise und persönliche Zuwendung größere und kleinere Forschungsvorhaben anzuregen, so hat die Festgabe ihren eigentlichen Hauptzweck erfüllt.

Wir wünschen ihm – auch im Namen der Autoren – weiterhin viel Glück, gute Gesundheit und ungebrochene Schaffenskraft!

Yvonne Monsees und Eberhard J. Nikitsch

Zum 75. Geburtstag unseres Jubilars Dr. h. c. Josef Staab

Hæc dies, quam fecit Dominus: exultemus et lætetur in ea.

Dünn, mit über 185 cm Länge, wurde der hochgeschossene Kiedricher Chorbub (seit 1928) nach dem oft gesungenen Psalm 22:
Ego sum pastor bonus . . .

**Dominus regit me et nihil mihi dederit,
virga tua et baculus tuus.**

. . . du bist mein Stab und mein Stecken . . . natürlich *Stecken* genannt!

Bis 1939, nach 4 Semestern kathol. Theologie an der Hochschule in Frankfurt/Main mit Philosophicum-Abschluß, kam die Einberufung zum Reichsarbeitsdienst. Hier verlor er durch Dienstunfall sein rechtes Auge. Zunächst vom Kriegsdienst freigestellt, begann er mit einer Winzerlehre auf Schloß Johannisberg bei Christian Labonte. Im Anschluß danach studierte er von 1941 bis 1944 Landwirtschaft in Bonn.

Am 28. Dezember 1919 – am Tag der Unschuldigen Kinder – wurde er als Ältester von vier Brüdern im gotischen Weindorf *Kiedrich*, in der Suttonstraße 16, geboren. Damit begann ein langes, bewegtes und ein erfolgreiches Leben.

In der Winzerfamilie mit Vater Michael und Mutter Barbara wurde in Kiedrich seit Jahrhunderten (1459) Weinbau betrieben. Seine Muttersprache ist der Rheingauer Dialekt mit seinen Kiedricher Eigenarten: *un wer ihn nit babbele kann, da muß es halt bläbe losse* . . .

Nach den ersten Klassen Volksschule und Lateinvorschule zum Übergang an das städtische Gymnasium Eltvile, lernte Josef im humanistischen Gymnasium in Montabaur ab 1934 vor allem die klassischen Sprachen Latein und Griechisch. Mit Wahlfach Griechisch machte er 1937 ein gutes Abitur.



Nochmals zum Kriegsdienst eingezogen, geriet er in amerikanische Gefangenschaft und wurde bis 4. Juli 1945 in Frankreich festgehalten.

Nach wiederaufgenommenem Studium in Bonn, erwarb er 1947 mit „sehr gut“ sein Diplom als Landwirt.

Als wissenschaftlicher Assistent bei Prof. Dr. Bernhard Husfeld war Josef Staab am Forschungsinstitut Geilweilerhof/Pfalz bis April 1956 tätig.

Dann erfüllte sich sein Traumziel: Verwalter bei Domänenrat Labonte auf der Fürst von Metternich'schen Weindomäne *Schloß Johannisberg* zu werden.

Verheiratet seit 16. August 1956 mit Elisabeth Junghanns, kam am 7. Dezember 1958 Tochter Barbara zur Welt.

Sehr erfolgreich führte er als Domänenrat die Fürst von Metternich-Winneburg'sche Domäne Schloß Johannisberg, und ab 1. Januar 1980 wurde er zum Leiter der Schloß Johannisberger Weingüterverwaltung bis zu seiner Pensionierung bestellt.

Im Jahre 1969 erwarben die Eheleute Josef und Elisabeth Staab ein altes ruinöses Anwesen in Johannisberg-Grund, den Münchhof. Es gehörte ab 1640 der Abtei St. Nicolaus in Brauweiler bei Köln. Nach mehreren Umbauten und Besitzwechsel fanden die Gebäude früher Verwendung als Kelterhaus, Weinkeller und Wohnung. Nun sollte es wegen seines verahrlosten Zustandes abgerissen werden. Mit großem Einfühlungsvermögen konnten die Beiden das Haus in mühevoller Arbeit restaurieren und in seiner geschlossenen Harmonie zu einem Schmuckstück im historischen Ortsbild der Weinbaugemeinde werden lassen.

Staabs beabsichtigen, es als Alterssitz zu nutzen, können nun aber doch weiter ihre schön gelegene, großzügige und liebevoll eingerichtete Dienstwohnung im Schloß auf Lebenszeit behalten.

Ununterbrochen sang er im Kiedricher Chor – an Sonn- und Feiertagen – wie viele seiner Vorfahren, 60 Jahre lang. Seit 1932 – unter Chorregent Anton Halbritter – war Josef Staab mit der Korrektur der im 17. Jahrhundert in der Melodie geänderten Choralstücke beschäftigt, um sie auf die Lesart des Alt-Mainzer Chorals nach den wertvollen Pergamenthandschriften aus dem



Mainzer und Erfurter Dom zurückzuführen. – Diese beiden prachtvollen Codices aus dem 14. und 15. Jahrhundert waren von dem großen engl. Wohltäter Kiedrichs, Baronet John *Sutton* († 1873) eigens erworben worden und befinden sich im Besitz des Kiedricher Chorstifts.

Durch eine Eingabe bei der damaligen Behörde am 5. Mai 1940 erreichte er zusammen mit Halbritter, daß die Kiedricher Glocken *nicht* abgeliefert werden mußten. So wurde der gotische Dreiklang von Glocken (älteste von 1389), Orgel (vor 1500) und Gregorianischer Choral (urkundlich seit 17. September 1333) in Kiedrich erhalten.

Chorregent Paul Gutfleisch (1940–49) beauftragte ihn ein Ordinarium für den Gebrauch in Kiedrich zusammenzustellen. Dazu schrieb er als Soldat die Klischeevorlagen zum „Kiedricher Kyriale“, sodaß 1946 in erster Auflage das kleine Kiedricher Volksgesangbuch in Hufnagelnotenschrift erschien.

Ab dann begann er mit der textkritischen musikwissenschaftlichen Fassung für das Graduale (Proprium, d. h. die wechselnden Meßgesänge). Diese wurde auf Veranlassung des Bischofs von Limburg, Dr. Wilhelm Kempf, einer internationalen liturgisch-musikalischen Kommission in Maria Laach 1954 vorgelegt und gebilligt.

Durch die Munifizienz der Firma Kalle war eine Druckvervielfältigung der großen Folianten (40 x 54 cm) mit in 4 bis 16 Farben Siebdruck möglich. Hierzu zeichnete und schrieb in 6-jähriger Arbeit der Chorsänger Bruno Kriesel die notwendigen Vorlagen auf Folien. Seit 1. Advent 1961 singt der Kiedricher Chor, unter dem damaligen Chorregenten Hans Bernhard, aus diesen wertvollen Codices „Graduale Kideracense“.

communio

De fructu operum tuo-
rum Domine, lacti- a bitur terra:
ut educas panem de terra, et
vinum lacti- ficet cor homi-
nis: ut exhi- la- ret faci- em
in ole- o, et panis cor ho-
minis confirmet. Psalm 103/
15-15

Ausgelöst durch die röm. Liturgiereform erarbeiteten beide Cantoren 1978 einen Supplementband und dann einen neuen großen Folianten des Kiedricher Kyriale, der 1987 von Bruno Kriesel auf kostbarem Pergament geschrieben wurde.

Um dieses wertvolle alte Erbe zu festigen und zu erhalten, hat Josef Staab 1968 eine interessante Druckschrift (und in Neuauflage 1985) herausgegeben: „Die Kiedricher Choraltradition“.

Wie groß sein Wissen und wie sehr ihm die Pflege der christlichen Kultur am Herzen liegt,

hören wir immer wieder in seinen Vorträgen und kunsthistorisch begeisternden Interpretationen bei Weinproben und anderen Anlässen. In guter Erinnerung ist sein exzellenter Vortrag in Kloster Eberbach 1967, „Die Kelter, Gefäß, Maschine, Symbol“ bei der mit seiner Initiative ins Leben gerufenen Erntedankfeier der Rheingauer Winzer.

In Büchern und Bildbänden zum „Deutschen Wein“, zum „Weinland Rheingau“ zusammen mit Dr. Hans Ambrosi, Prof. Dr. Paul Claus, Prof. Dr. Leo Gros und anderen sind wesentliche Teile und Beiträge von Josef Staab initiiert worden.

Aufsätze und Berichte, wissenschaftliche Vorträge über den Weinbau im Rheingau und besonders über seine Heimatgemeinde Kiedrich, mit neuen Erkenntnissen in der Baugeschichte der beiden gotischen Kirchen, wie zuletzt im Festbuch zur „500jährigen Vollendung der St. Valentinuskirche Kiedrich/ 1493–1993“ stammen vornehmlich aus seiner Feder.

Mehrmals führten ihn auch Studienreisen nach Israel. Hier fand er Freunde des Weinbaus; er durfte dort sogar beim Gottesdienst in einem Kreis strenggläubiger Juden mitwirken und seine hebräischen Sprachkenntnisse aus der Schulzeit lebendig werden lassen.

Als Kiedricher Chorsänger war er 1964 mit in Loreto/Italien beim internationalen Kongress „pueri cantores“. Dabei der modernen Sprache nicht mächtig, unterhielt er sich eben fließend in Latein mit den Priester-Seminaristen aus Brescia. Als diese den Beruf des ‚Professors‘ erfragten, war seine Antwort „ego sum agricola“ – sie staunten: sed prudens agricola! (aber ein kluger Bauer!).

Bei seinen Quellenstudien fand er im Staatsarchiv Marburg den Nachweis der Geschichte des Johannisberger Spätlesereiters (1775), so auch die erste urkundliche Erwähnung (1435) der Riesling-Weinsorte mit dem Anbauort Rüsselsheim.

Die geliebte Heimatgemeinde Kiedrich liegt ihm so am Herzen, also hat er vor 5 Jahren – zu seinem 70. Geburtstag – die Gelegenheit genutzt, wenn Glückwunschräsente, sie in Form von Geldspenden zu überreichen. Es sollte damit der Grundstock gelegt werden, den alten wiedergefundenen Kiedricher Marktbrunnen von 1541 zu



Lanta-te Domino canti-cum
no-vum, al-le-lu-ja: qui-a mira-
bi-li-a fecit Domi-nus, al-le-lu-
ja: ante conspectum gentium
reve-la-vit iusti-tiam su-am
alle-lu-ja, alle-lu-ja. *Ps.* Sal-va-
vit sibi dexte-ra ejus: et brachi-
um sanctum e-jus. E u o u fle-

restaurieren und wiederaufstellen zu lassen. Wir gründeten im März 1990 einen Förderkreis Kiedricher Geschichts- und Kulturzeugen e.V. und haben es inzwischen geschafft, diese Idee zu verwirklichen. Der alte Marktbrunnen wurde am 3. September 1994 am Marktplatz neu aufgestellt. Gleichzeitig feierten wir, dank seiner intensiven historischen Nachforschungen, die 750jährige Selbständigkeit als Gemeindefest im über 1000 Jahre alten gotischen Weindorf Kiedrich.

Gesundheitlich mußte er sich im Juni 1994 einer Hüftgelenkoperation unterziehen, war schnell geheilt – nun läuft er wieder!

Seine neueste Nachforschung, daß Karl der Große im Jahre 794 im „Capitulare de villis“ Winzern den Weinausschank gestattete, wurde in der im März d.J. herausgegebenen Broschüre „1200 Jahre Straußwirtschaft“ zusammen mit anderen Sachkundigen veröffentlicht.

Bei den vielen Talenten, den profunden Kenntnissen in Weinkultur und der Rheingauer Geschichte, sind Vorsitz, Vorstand und Mitgliedschaften in kulturellen Vereinen eine logische Folge.

Die Aufzählung seiner wissenschaftlichen Aktivitäten in seinem langen Leben kann nicht den Anspruch haben vollständig zu sein; so bleibt für uns die frohe Feststellung mit Hedwig Witte's letztem Glückwunschschein an ihn:

Geb' Gott, daß er noch lang getreu
des Rheingau's Stolz und Helfer sei!

In dankbarer Freundschaft und Verbundenheit,
Bruno Kriesel.

Ehrungen

Ehrenwappen der Gemeinde Kiedrich, verliehen am 26. 10. 1973 für die Erstellung der Kulturhistorischen Studie, die zur Erhaltung der Selbständigkeit Kiedrichs in der Gebietsreform beitrug.

*

Ehrenbrief des Landes Hessen, verliehen für Verdienste im Weinbau am 13. 6. 1975.

*

Ehrenteller des Rheingaukreises, verliehen am 26. 11. 1976.

*

Bundesverdienstkreuz am Bande, verliehen am 30. 11. 1976, überreicht am 13. 1. 1977.

*

Ritter des Päpstlichen Ordens vom hl. Gregor dem Großen, verliehen am 27. 7. 1978, überreicht durch Bischof Dr. Wilhelm Kempf am 5. 11. 1978 anlässlich des 50jährigen Chorsängerbildungs.

*

Ehrenbürgerrecht der Gemeinde Kiedrich, verliehen am 5. 11. 1978 aus demselben Anlaß.

Deutscher Weinkulturpreis 1982, Ehrenmitglied des Deutschen Weinbauverbandes 1986.

*

Silberner Römer des Rheingauer Weinbauverbandes, 8. 1. 1987.

*

Dr. ner. nat. h. c. der Johannes Gutenberg-Universität Mainz am 4. 11. 1987.

*

Der ‚Rheinlandtaler‘ vom Landschaftsverband Rheinland wegen Verdienste um die rheinische Kulturpflege, am 3. November 1992.

*

Kulturplakette von Kiedrich, überreicht am 3. September 1994 bei der Gemeindefeier der 750jährigen Selbständigkeit von Kiedrich und der Wiederaufstellung des restaurierten Marktbrunnens von 1541.

Zwischen Wein und Geschichte. . .

Warum man uns, meinen Vater, Michael Apitz und mich, vor ihm gewarnt hat, habe ich nie verstanden.

„Is’ ja ’ne tolle Sache, Euer Comic über den Spätlesereiter, aber das dürft ihr dem Staab von Johannisberg nicht unter die Augen kommen lassen. . .“

Mein Vater hatte die Idee, die Entdeckung der Spätlese auf Schloß Johannisberg im Jahre 1775 als Thema für unseren ersten Comic auszuwählen.

Bei meinen historischen Recherchen stellte ich dann fest, daß wir das Wissen um diese Spätlese-Entdeckung Dr. h. c. Josef Staab zu verdanken haben. Seine „Beiträge zur Geschichte des Rheingauer Weinbaus“ (1970) waren die erste wissenschaftliche Abhandlung, die ich zur Weingeschichte gelesen habe.

Seitdem läßt uns bei der Arbeit an unseren KARL-Comics und mich bei meinen eigenen Studien die Weingeschichte nicht mehr los und Dr. h. c. Staab ist für uns im Verlauf der vergangenen Jahre so eine Art Rückversicherung in jeder Arbeitslage geworden.

Man hat das Gefühl, daß man ihn alles zur Geschichte des Rheingaus und des Weines fragen kann, er weiß immer Rat.

Die Warnung vor seinem kritischen Urteil im Hinterkopf, hatte ich ein etwas mulmiges Gefühl,

als ich Dr. h. c. Staab zum ersten Mal begegnete und mich vorstellte.

Da haben sich aber einige in ihm getäuscht – er hatte, wie er zu meiner Erleichterung sofort betonte, unseren Comic mit Begeisterung gelesen und verwickelte mich in ein Gespräch über seine Forschungen zur Spätleseentdeckung. Gespräch ist dabei das falsche Wort, es war vielmehr ein weinwissenschaftlicher Vortrag seinerseits, doch begegnete er mir so freundschaftlich und hilfsbereit, daß ich wohl im Nachhinein die Empfindung hatte, mich mit ihm ausgetauscht zu haben.

Seit diesem ersten Gespräch suche ich immer den Kontakt zu Dr. h. c. Staab, wenn ich an die Grenzen meines historischen Wissens stoße. Ich liebe es, die knarrende Holzterrasse zur Staab-Wohnung hinaufzusteigen und dann in sein Arbeitszimmer und damit in die Geschichte eintauchen zu können. Zwischen Bücherbergen, Urkunden und Notizzetteln findet man immer noch ein freies Plätzchen. Das aktuelle Problem ist meistens schnell geklärt und es bleibt Zeit, noch etwas von seinen augenblicklichen Studien zu erfahren.

Der „wissenschaftliche Ausstoß“ von Dr. h. c. Staab, um es einmal so salopp zu formulieren, ist einfach enorm – „und alles ohne Computer!“, wie er gerne lächelnd betont. Ständig kann er seinem erstaunten Gesprächspartner neue historische





Was hat Dr. h. c. Staab, ein Rheingauer, an, oder besser: in der Ostsee verloren?

Das mögen sich angesichts dieser Darstellung vielleicht einige Leser fragen.

Wir versuchen, die in unseren Comic-Geschichten auftretenden Personen ihrem Charakter gemäß in die Handlung einzufügen.

Die Vorstellung, daß „Bruder Josef“ bei den Bemühungen der Zisterziensermönche die Weinbaukultur in ganz Europa zu etablieren, in vorderster Reihe gestanden haben könnte, hatte für uns etwas Verlockendes.

Das Bild täuscht: Bei Ebbe ist die Anbaufläche um das zehnfache größer.

Entdeckungen präsentieren, die dieser dann wenig später in den Nassauischen Annalen, den Schriften zur Weingeschichte oder dem Rheingau Forum abgedruckt nachlesen kann.

In unseren KARL-Comics und auch in den Comiceiten unserer Bücher machen wir uns den Spaß und lassen Personen auftreten, deren Gesichter den Leserinnen und Lesern bekannt vorkommen. Beliebte „Opfer“ sind dabei natürlich Politiker oder Schauspieler, die von Michael dann gekonnt in Comic-Szene gesetzt werden, doch machen wir auch vor Freunden und Bekannten nicht halt. Wir achten bei der Besetzung einzelner Rollen in unseren Geschichten aber darauf, daß diese Rollen zu den jeweiligen Personen passen. So war es nur eine Frage der Zeit, bis wir

auch für Dr. h. c. Staab eine geeignete Rolle gefunden hatten . . . (s. Seite 8, Bild unten).

In „KARL ‚Die Revolution‘“ taucht Dr. h. c. Staab, alias Bruder Baculus, in einer kurzen Rolle als Mitbruder Pater Anselms auf und in einem Cartoon unserer „Weingeschichte“ haben wir ihn noch einmal in eine Mönchskutte schlüpfen lassen; diesmal nicht als Benediktiner, sondern als weinbegeisterten Zisterzienser, der im Spätmittelalter versucht, an der Ostsee Wein anzubauen.

Es ist ein Gewinn, Josef Staab zu kennen.

Für seine Hilfe möchte ich mich im Namen des ganzen KARL-Teams bedanken, ihm herzlich gratulieren und ihm für die Zukunft alles Gute wünschen. Uns allen wünsche ich, daß wir noch Vieles von ihm hören und lesen dürfen.

Eine spannende Sache – ...

Der Titel dieses Beitrages¹ mag auf den ersten Blick etwas reißerisch erscheinen, er ist jedoch ganz wörtlich gemeint und als erster Teil einer „altväterlichen“ Überschrift zu verstehen. Mit dieser Kurzform sollte auch, das sei zugegeben, ein Leseanreiz verbunden werden, denn wer würde nicht einen Text überblättern der den Inhalt hölzern offenbart? Müßte doch die ausgeschriebene Inhaltsangabe lauten:

„Eine spannende Sache – oder die Entstehung und Entwicklung des *Spannriegels* bei der Konstruktion des Dachstuhles mit liegenden Stuhlsäulen unter besonderer Berücksichtigung des Dachwerkes der Michaelskapelle in Kiedrich“

Bis zur spätgotischen Baukunst hatte sich das steile Sparrendach durchgesetzt, dessen Sparrenpaare mit den Dachbalken ein Dreieck bilden und so die horizontalen Kräfte zum großen Teil gegenseitig aufheben. Um die Durchbiegung langer Sparren zu verringern wurden horizontale Kehlbalken eingebaut. Zur Abtragung von Lasten unterstützte man die Kehlbalken durch Stühle, eine zweite Aufgabe dieser Stühle war die Längsaussteifung des Dachwerkes. Diese Stühle bestanden aus lotrechten Ständern, die durch ein oberes längsverlaufendes Holz verbunden wurden. In Anlehnung an die Terminologie der Fachwerkwand wird dieses Längsholz als Rähm bezeichnet und wie das Rähm der Fachwerkwand soll es die senkrechten Lasten einer Balkendecke, im Dachstuhl also der Kehlbalkendecke, aufnehmen und auf die Ständer übertragen. Zur Verminderung der Durchbiegung wurde die Spannweite des Rähms zwischen den Ständern durch Kopfbänder verringert, die mit ihrer Strebenwirkung zugleich einer Längsverschiebung des Stuhles entgegen wirken.

Hauptnachteil des stehenden Dachstuhls war die Belastung des Dachbalkens, also des Deckenbalkens unter dem Dachraum, durch die Ständer der Stuhlreihen. Die Dachbalken wurden erheblich auf Durchbiegung beansprucht. Um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert entstand der „liegende Stuhl“. Im Unterschied zum stehenden wurden beim liegenden Stuhl die Ständer nicht senkrecht aufgestellt, sondern der Dachneigung angepaßt, also schräg gestellt. Bei den wenigen bekannt geworden Beispielen, wo in Dachwerken die Ständer der Stühle nach innen geneigt wurden, um die Balken dichter am Mauerwerksauflager zu belasten, handelt es sich jeweils um nachträgliche Einbauten, obwohl man sich als Beginn einer Entwicklung eine solche Einbausituation vorstellen könnte. Tatsächlich ist jedoch die nach bisherigem Wissensstand älteste liegende Dachstuhlkonstruktion bereits in vollständiger Ausbildung und sogar mit geneigtem Rähm überkommen. Es handelt sich dabei um das Dachwerk mit liegenden Stuhlsäulen der ehem. Johanniterkirche in Schwäbisch-Hall, die heute als städtischer Ausstellungssaal Verwendung findet. Die Kirche war zwischen 1385 und 1402 errichtet worden, der Dachstuhl ist auf 1400 datiert.² Auf den Dachstuhl dieser Kirche soll bei der weiteren Betrachtung der Konstruktionsentwicklung nicht näher eingegangen werden, da die veröffentlichten Querschnitte die Beurteilung eines räumlichen Dachtragwerkes nicht vollständig ermöglichen und der Spannriegel noch fehlt.³

Durch die Neigung der rähmtragenden Ständer, die beim liegenden Stuhl üblicherweise als Stuhlsäulen bezeichnet werden, entstehen horizontale Kräfte. Diese werden in der Dachbodenebene durch die Deckenbalken aufgenommen, wobei dies nur funktioniert, wenn die liegenden

Stuhlsäulen jeweils paarweise verwendet wurden. Da dies aber auch bei den Sparrenpaaren der Fall sein mußte, brauchten sich die Bau- und Zimmermeister keine neuen Überlegungen für den Fußpunkt zu machen, sondern konnten die Verbindungspunkte zwischen Sparren und Balken, im 15. Jh. in der Regel Zapfenverbindungen, auch bei der liegenden Stuhlsäule anwenden und zwei solcher Zapfenlöcher hintereinander aus dem Balken ausstemmen. Nun entstehen aber auch horizontale Kräfte in gleicher Größenordnung am oberen Ende der Stuhlsäule. Diese Kräfte konnten auf die Kehlbalken übertragen werden oder durch ein zusätzliches Konstruktionsholz, dem Spannriegel, aufgenommen werden.

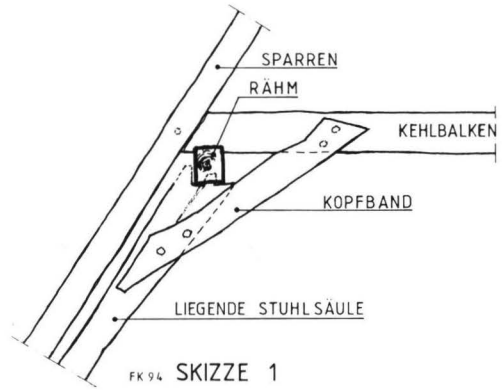
Johann Friedrich Penther erklärte 1744⁴ den Spannriegel so:

Entrait, Spannriegel, TRANSTRUM, Travi-cello attraverso ist ein Stück Holz, so zwey gegen über stehende Dachstuhl=Säulen, vornehmlich bey liegenden Dachstuhl=Säulen, oberwärts faßt und hält, daß sie nicht gegen einander fallen können. . . . Wenn bey hohen Dächern zwey Dachstühle über einander stehen, heist der Spannriegel im unteren Maitre entrait, im oberen aber Petit-entrait.

Das früheste Dachwerk, bei welchem nach heutigem Wissensstand ein Spannriegel verwendet worden ist, ist der liegende Dachstuhl des sog. Alten Rathauses in Eßlingen.⁵ Der Querschnitt dieses Gebäudes ist in einer weitverbreiteten Veröffentlichung⁶ enthalten. Dargestellt sind drei liegende Stühle übereinander. Allerdings ist die Schnittführung sehr willkürlich gewählt, denn der dritte oberste liegende Stuhl ist nur im Bereich des Südgiebels vorhanden.⁷ Die beiden unteren liegenden Stühle sind mit Spannriegel, der obere ohne diesen dargestellt. Die Horizontalkräfte dessen Stuhlsäule werden über das aufgeblattete Kopfband und zum Teil wohl auch über das Rähm auf den Kehlbalken übertragen. Das Rähm steht senkrecht, so wie dieses bei einem stehenden Stuhl eingebaut worden wäre.

1. Skizze:

Eßlingen, Altes Rathaus, dritter Dachboden:
Auflagerung des Rähms auf die liegende Stuhlsäule. Ausführung ohne Spannriegel

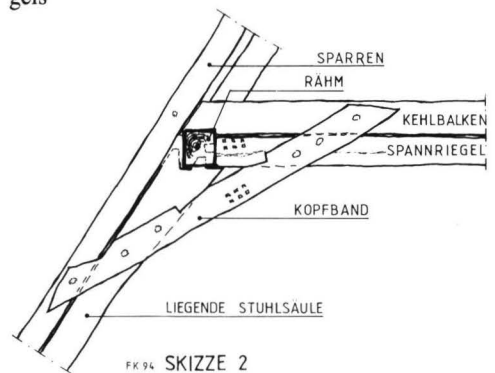


Im ersten und zweiten Dachboden des Eßlinger Rathauses stehen die Rähme ebenfalls senkrecht auf den liegenden Stuhlsäulen, ein drittes mittleres Rähm wird von einem einfachen stehenden Stuhl getragen. Ein Spannriegel ist seitlich in die Rähme eingezapft, Kopfbänder fassen Sparren, liegende Stuhlsäule, Spannriegel und Kehlbalken zusammen und steifen diesen Knotenpunkt aus. Der Spannriegel wurde nur bei jedem zweiten Binder eingebaut, die dazwischenliegenden haben keinen Spannriegel und erscheinen so als „Nebenbinder“. Der namentlich nicht bekannte Zimmermeister zierte den Südgiebel mit seinem Meisterschild mit drei Äxten.

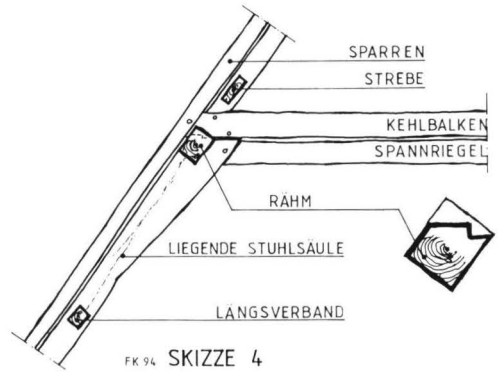
2. Skizze:

Eßlingen, Altes Rathaus, erster/zweiter Dachboden:

Auflagerung des Rähms auf die liegende Stuhlsäule eines Hauptbinders und Lage des Spannriegels



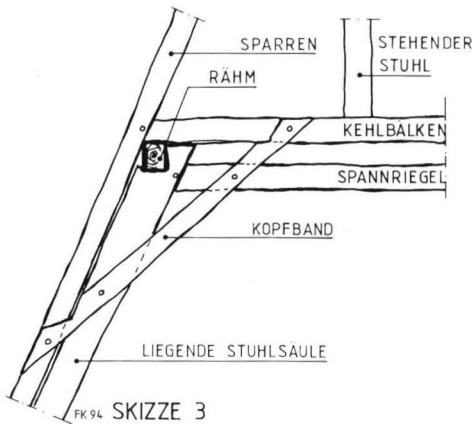
Als weiteres Beispiel soll der Dachstuhl des Alten Rathauses in Michelstadt dienen.⁸ Das Rähm steht ebenfalls noch senkrecht.⁹ Die liegende Stuhlsäule endet in der Art eines einfachen nicht bündigen Blattzapfens, das heißt, die Säule ist bis zum Kehlbalken verlängert und umgreift auf der Innenseite das Rähm. Dieses Stelle wird zusätzlich gesichert durch den tiefer gelegten Spannriegel. Auf diesem Riegel liegt in der Mitte das Rähm des stehenden Mittelstuhles. Das Kopfband ist noch aufgeblattet und reicht vom Sparren bis zum Kehlbalken.



3. Skizze:

Michelstadt, Altes Rathaus:

Auflagerung des Rähms auf die liegende Stuhlsäule und Lage des Spannriegels



Das folgende Beispiel¹⁰, der Dachstuhl des Flügelstammhauses der Burg Kronberg aus dem frühen 16. Jh., zeigt einen weiteren Entwicklungsschritt. Überblattungen wurden nicht mehr ausgeführt. Praktisch alle Holzverbindungen bestehen aus Zapfen und Zapfenloch. Das Rähm ist geneigt und zur Auflagerung der Kehlbalken oben ausgearbeitet. Die liegende Stuhlsäule ist oben noch erheblich breiter und wird durch einen Spannriegel gehalten. Zur Längssicherung sind Längsverbände zwischen den Bindern eingebaut.

4. Skizze:

Kronberg, Burg

Auflagerung des Rähms auf die liegende Stuhlsäule und Lage des Spannriegels

Als letztes Beispiel soll der Dachstuhl der Michaelskapelle in Kiedrich¹¹ betrachtet werden. Nach der Zeichnung von Friedrich Schnell zu urteilen, entspricht dieser Dachstuhl weitgehend dem des Eßlinger Rathauses. Eine Wanderung dieser Konstruktion über Zwischenstationen bis nach Kiedrich wäre gut denkbar. Doch in Wirklichkeit entsteht diese Ähnlichkeit durch kleine Aufmaß- und Darstellungsfehler in der Veröffentlichung Schnells. Nur durch das zeichnerische Auseinandernehmen der Kiedricher Konstruktion wird klar, daß es sich hier um eine Sonderkonstruktion handelt, bei der es fraglich ist, ob es Vorbilder und Nachahmer gibt.

Könnte bei den meisten Konstruktionen deren Herkunft vom stehenden Stuhl angenommen werden, so wird in Kiedrich eine Bauweise gewählt, die vielleicht am ehesten mit der modernen statischen Bezeichnung „Rahmen“ zu vergleichen ist. Die liegende Säule (der „Stiel“ des Rahmens) trägt nicht das längslaufende Rähm, sondern den quer eingebauten Spannriegel (den „Riegel“ des Rahmens). Um die Rahmenecke biegesteifer zu machen, wurde ein Kopfband aufgeblattet. Allerdings hat die spätmittelalterliche Dachkonstruktion in Kiedrich keinen statisch eindeutig abgrenzbaren Rahmen, da das Kopfband wie auch beim Eßlinger Beispiel die Sparren und Kehlbalken mit erfaßt. Rähm und Spannriegel sind am Auflagerpunkt überblattet. Für die Aufrichtung des Dachstuhles bedeutete die Kiedricher Konstruktion eine Erleichterung, da zum großen Teil auf Zwischenabstützungen verzichtet werden konnte.

5. Skizze:

Kiedrich, Michaelskapelle
Auflagerung des Rähms auf die liegende Stuhlsäule und Lage des Spannriegels

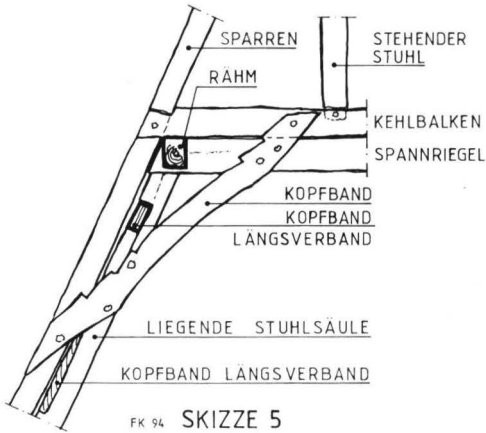
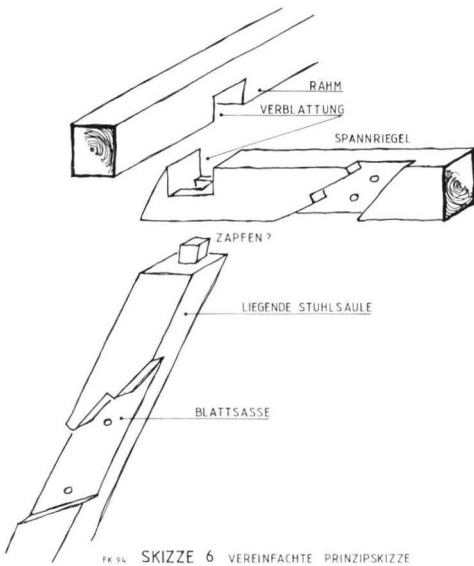


Abb. 1: Kiedrich, Michaelskapelle. Rähmauflager

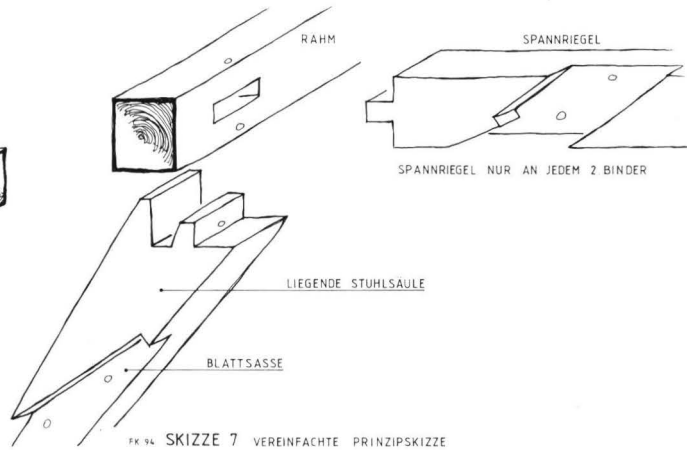
6. Skizze:

Kiedrich, Michaelskapelle
Isometrische Darstellung des Knotenpunktes



7. Skizze:

Eßlingen, Altes Rathaus
Isometrische Darstellung des Knotenpunktes



Die Michaelskapelle in Kiedrich stellt eine Art „Experimentalbau“ dar. Der unbekannte Baumeister plante einen Treppenturm, der einen durchbrochenen Steinhelm trägt. „Es ist der einzige dieser Art am Mittelrhein . . .“¹². Der Treppenturm enthält die älteste bisher bekannte Wendeltreppe mit inneren Wangensäulen in Deutschland und die einzige dieser Art, die ein dreieckiges Treppenauge besitzt. „An der Ostseite ragt das überaus reich gestaltete Chörlein vor. Es ist ein hier erstmals auf den Kapellenkarnier übertragenes Motiv aus der Palastarchitektur.“¹² Eine weitere Besonderheit besitzt die Kapelle mit ihrer

Dachkonstruktion. Leider ist es bisher nicht gelungen, dieses Bauwerk zweifelsfrei einem Meister zuzuordnen, der Zuschreibung an den Mainzer Domwerkmeister Peter Eseler¹³ steht die Vermutung der Planung durch Meister Nikolaus Eseler d. Ä. gegenüber.¹⁴ Vielleicht bringt die seltene Konstruktion des liegenden Dachstuhles die Forschung in diesem Punkt weiter? Wegen der erheblichen Konstruktionsunterschiede kann eine Beziehung zur Johanniterkirche in Schwäbisch-Hall wohl ausgeschlossen werden, obwohl die Eseler auch in Schwäbisch-Hall tätig waren.

Objektliste

Beispiele für Dachwerke mit liegenden Stühlen im 15. Jahrhundert, Datierungen sind ca. Jahresangaben, (d) = dendrochronologisch untersucht.

liegende Dachstühle *ohne* Spannriegel

liegende Dachstühle *mit* Spannriegel

1400 (d) Schwäbisch Hall¹⁵ Johanniterkirche

1418/22 Eßlingen¹⁶ Altes Rathaus

1423 (d) Limburg¹⁷ Fischmarkt II

1444 Kiedrich¹⁸ Michaelskapelle

1458 Büdingen¹⁹ Rathaus

1463 Giessen-Schiffenberg²⁰ Propstei

1466 Münster-Altheim²¹ ev. Pfarrkirche

1468 Steinheim/Main²² Altes Pfarrhaus

1470 Groß-Umstadt²³ ev. Pfarrkirche (Chor)

1470 Miltenberg²⁴ Hauptstr. 205

1480 Seligenstadt²⁵ Große Fischergasse 1

1484 Michelstadt²⁶ Altes Rathaus

1490 Michelstadt²⁷ ev. Stadtkirche

1505 Kronberg, Burg²⁸ Flügelstammhaus

Die Liste ließe sich erheblich erweitern und bis weit in das 16. Jh. hinein für beide Spalten verlängern, erst danach überwiegen die liegenden Dachstühle mit Spannriegel. Diese Konstruktion wird ab dem 17. Jh. die Standardausführung.

Anmerkungen

¹ Dieser Beitrag ist Herrn Dr. h. c. Josef Staab zum 75. Geburtstag gewidmet.

² Abbildung in: Binding, Dachwerk; dendrochronologische Datierung und Aufmaßzeichnung von B. Lohrum.

³ Die oberen horizontalen Kräfte der liegenden Stuhlsäulen werden beim Dachstuhl der Johanniterkirche in Schwäbisch-Hall nach den veröffentlichten Zeichnungen nicht im Binderespärre sondern in den dazwischen liegenden Leergespärren mit dort ebenfalls angeordneten liegenden Stuhlsäulen auf die Kehlbalcken übertragen.

⁴ Penther, Bürgerliche Baukunst.

⁵ Für die örtliche Beratung darf an dieser Stelle Herrn Georg Kunisch, Architekt in Eßlingen, gedankt werden.

⁶ Abbildung in: Koepf, Baukunst; Abb. 598. Das sog. Alte Rathaus in Eßlingen ist als Brot- und Steuerhaus 1422 gebaut worden. Die nördlichen Bundfelder sind 1586–89 von Heinrich Schickhardt verändert worden. Im 19. Jh. diente das Gebäude als Rathaus.

⁷ Die Funktion dieses obersten liegenden Stuhles könnte mit der Lastabtragung eines ehem. Dachreiters oder mit der Stabilisierung des auskragenden Giebels in Verbindung gebracht werden.

⁸ Vergl. dazu Krebs, Rathaus Michelstadt.

⁹ Wie anfangs erwähnt, wurde das Rähm der Johanniterkirche in Schwäbisch-Hall bereits im Jahre 1400 entsprechend des Dachwinkels geneigt. In jüngeren Beispielen wird das Rähm vorwiegend senkrecht stehend eingebaut, in der zweiten Hälfte des 15. Jh. wandelte sich dies und das Rähm wird immer häufiger geneigt verwendet. Auch beide Verwendungsarten kommen gleichzeitig vor, so z. B. im Dachwerk Schickardts des Eßlinger Rathauses.

¹⁰ Aufmaß durch den Verfasser 1993 zur Vorbereitung der Dachsanierung.

¹¹ Detailaufmaß durch den Verfasser 1994.

¹² Zitate aus W. Einsingbach/Josef Staab, Kiedrich im Rheingau, Seite 20.

¹³ Dehio – Hessen.

¹⁴ Einsingbach/Staab, Kiedrich, ebd.

¹⁵ Schwäbisch-Hall, Johanniterkirche; Abb. 202 in: Binding, Dachwerke.

¹⁶ Eßlingen, Altes Rathaus; Abb. 598 in: Koepf, Baukunst.

¹⁷ Limburg, Fischmarkt II; Foto Seite 50 in: Großmann, Fachwerkbau.

¹⁸ Kiedrich, Michaelskapelle; Tafel 34 in: Schnell, Entwicklung.

¹⁹ Büdingen, Rathaus; Abb. 126 in: Winter, Oberhessen.

²⁰ Giessen-Schiffenberg, Propstei; Aufmaß durch den Verfasser 1994.

²¹ Münster-Altheim, ev. Pfarrkirche; Abb. 1 in: KdM Dieburg.

²² Steinheim, Altes Pfarrhaus; Abb. 36 in: Winter, Rhein.

²³ Groß-Umstadt, ev. Pfarrkirche; Tafel 32 in: Schnell, Entwicklung; Abb. Seite 51/52 in: Sommer, Groß-Umstadt, darin: F. Krebs, Umgestaltung und Erweiterung zur heutigen Stadtkirche im 15. Jahrhundert.

²⁴ Miltenberg, Hauptstr. 205; Abb. 105 in: Winter, Rhein.

²⁵ Seligenstadt, Große Fischergasse 1; Abb. 116 in: Winter, Rhein.

²⁶ Michelstadt, Altes Rathaus; Tafel 35 in: Schnell, Entwicklung; Abb. Seite 39/40 in: Krebs, Rathaus.

²⁷ Michelstadt, ev. Pfarrkirche; Tafel 36 in: Schnell, Entwicklung.

²⁸ Kronberg, Burg; Aufmaß durch Verfasser, Zeichnungen unveröffentlicht.

Literaturhinweise

Binding, Günther: Das Dachwerk auf Kirchen im deutschen Sprachraum vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert. München 1991.

Dehio, Georg: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler – Hessen, bearbeitet von Magnus Backes. München, Berlin 1982².

Einsingbach, Wolfgang: Kiedrich im Rheingau (Rheinische Kunststätten Heft 152), überarbeitet und ergänzt von Josef Staab. Köln 1989⁶.

Großmann, G. Ulrich: Der mittelalterliche Fachwerkbau in Hessen. Königstein i. T. 1983.

Koepf, Hans: Baukunst in fünf Jahrtausenden. Stuttgart, Berlin, Köln 1990¹⁰.

Krebs, Falk: Das Rathaus der Stadt Michelstadt aus dem Jahre 1484. Gedanken zur 500-jährigen Baugeschichte. Michelstadt 1984.

Kunstdenkmäler des Landkreises Dieburg, bearbeitet von Max Herchenröder. Darmstadt 1940.

Penther, Johann Friedrich: Erster Theil einer ausführlichen Anleitung zur Bürgerlichen Bau=Kunst, enthaltend ein Lexicon Architectonium oder Erklärungen der üblichen Deutschen/Französischen/Italiänischen Kunst-Wörter der Bürgerlichen Bau=Kunst/nicht minder derer schweren Lateinischen Vitruvianischen zu gemeldeter Bau=Kunst gehörigen Wörter. Augsburg 1744.

Schnell, Friedrich: Die Entwicklung des Dachstuhls am Mittelrhein. Diss. Darmstadt 1915.

Sommer, Johannes (Herausgeber): Dreizehn Jahrhunderte Kirche in Groß-Umstadt. Königstein i. T. 1993.

Staab, Josef: siehe Einsingbach.

Winter, Heinrich: Das Bürgerhaus zwischen Rhein, Main und Neckar, Das Deutsche Bürgerhaus, hrsg. von Adolf Bernt, Band III. Tübingen 1961.

Winter, Heinrich: Das Bürgerhaus in Oberhessen. Das Deutsche Bürgerhaus, hrsg. von Adolf Bernt, Band IV. Tübingen 1965.

Bildnachweis

Alle Skizzen und das Foto vom Verfasser.

Rheingauer Brunnen – von der Weinlandschaft geprägt

Die Beschäftigung mit der neuen Generation der Brunnen im Rheingau macht einen Rückblick auf die Wassergewinnung in früherer Zeit notwendig. Da die Bevölkerung unmittelbar mit der Sicherstellung von ausreichend gutem Wasser befaßt war, stand Wasser als Quell des Lebens ganz oben in der Daseinsvorsorge und bewirkte eine enge Verbindung der Menschen untereinander. So waren alle Einwohner eingebunden, für eine ausreichende Wasserversorgung zu sorgen, wozu im Mittelalter Quellen erschlossen und Brunnen zum Schöpfen von Grundwasser angelegt wurden. Die Einwohner der Gemeinden im Rheingau waren zu diesem Zweck in Brunnennachbarschaften zusammengeschlossen. Diese Vereinigungen, denen niemand fernbleiben konnte, waren mehr als ein Zusammenschluß zur Wassergewinnung und Nutzung, sie waren eine Gemeinde im Kleinen mit Nachbarschaftshilfe, die bis hin zur Beerdigung auf dem Friedhof reichte.

Nach Struck (1) gab es 1532 in Geisenheim vier Brunnennachbarschaften. 1732 hatte sich die Zahl auf 13 Brunnennachbarschaften erhöht. In Johannisberg (2) bestanden 1659 zwei Brunnennachbarschaften, später kam ein dritte Nachbarschaft hinzu. Allein von zwei Nachbarschaften und zwar von der Nachbarschaft „Joahnnisberg Grund“ und der „Obernachbarschaft“ sind uns die Brunnengerechtigkeitsordnungen von 1732, die eine Fortschreibung der Ordnungen von 1600 sind, erhalten geblieben. Zur Brunnennachbarschaft Johannisberg Grund gehörten 26 Bürger und 5 Beisassen. Rechte und Pflichten waren in 20 Artikeln niedergelegt. Zu den Pflichten gehörte das Fegen der Brunnen (gründliche Reinigung) und die Unterhaltung der Einrichtungen auf der

Erde. Für die Unterhaltung des Brunnenschachtes wurden die Brunnennachbarschaften in der Regel vom Rat der Gemeinde unterstützt. So übernahmen Bürgermeister und Rat 1651 in Geisenheim den Ausbau des Brunnenschachtes, alles andere fiel in die Zuständigkeit der Nachbarschaft.

Um die Jahrhundertwende, also um 1800, wurden die Gemeinden zunehmend bei der Erschließung neuer Quellen und der Anlage von Brunnen tätig. In Geisenheim kam es in den Jahren 1820–1823 zur Anlage einer Wasserleitung, mit der öffentliche Brunnen gespeist wurden. Diese Entwicklung führte in Geisenheim auch zur Errichtung der ersten Zierbrunnen. So tragen sowohl der Marktbrunnen als auch der später so genannte Longfellowbrunnen die Jahreszahl 1823. In diesen Jahren erfolgte auch eine Umstellung Ziehbrunnen (Ketten und Seile) auf Pumpen. Die weitere Entwicklung ging mit dem Bau der Kanalisation Hand in Hand. Noch gab es zahlreiche private Brunnen. Doch 1902 waren schon 185 Häuser an die öffentliche Wasserleitung angeschlossen. Nur noch die Lehr- und Forschungsanstalt und vier adelige Höfe verfügten über einen eigenen Brunnen.

Die gestiegenen Anforderungen an die Wasserqualität, ihre laufende Überwachung führte dazu, daß jeder Haushalt verpflichtet wurde, Trinkwasser aus dem öffentlichen Leitungsnetz zu beziehen. Damit hatte die alte Brunnenkultur, der Zusammenschluß in den Brunnennachbarschaften, ein Ende gefunden.

Wenn heute die Wasserversorgung zu den Aufgaben der Gemeindeverwaltungen gehört, so ist doch die Sorge um die Bereitstellung hygienisch einwandfreien Trinkwassers in ausreichender Menge geblieben. Die Sorge wird genährt durch

die wachsende Bevölkerung, was einen vermehrten Bedarf mit sich bringt, und die vermehrte Belastung des Grundwassers durch Umweltchemikalien. Die Zulieferung des Wassers erfolgt heute ausschließlich durch Wasserwerke mit Pumpstationen und Mischanlagen mittels eines weitverzweigten Rohrsystems. Für die Entsorgung wurde eine Kanalisation geschaffen, die über Kläranlagen wieder sauberes Flußwasser ermöglicht. Der Bürger hat dafür zu zahlen und muß immer wieder aufgerissene Straßen in Kauf nehmen. Damit hat die Wertschätzung des Wassers als Quell des Lebens aber keineswegs abgenommen, sie ist nicht verloren gegangen. Die Anlage zahlreicher neuer Brunnen im Rheingau in den letzten Jahren zur besseren Ausgestaltung und Ausschmückung der Plätze ist dafür mit ein Beweis. Das fließende Wasser der Brunnenanlage zieht die Menschen an und sorgt für Sammlung, Ruhe und Entspannung. Neue Brunnen, von der Weinlandschaft geprägt.

1. Marktbrunnen in Rüdesheim am Rhein (3)

Auftraggeber: Magistrat der Stadt, 1963/64

Entwurf und Ausführung: Bildhauer Edwin Hüller, 60529 Frankfurt-Schwanheim.

Übergeben 1964: in Abstimmung mit dem Erbauer 1994 in den unteren Bereich des Marktplatzes umgesetzt.

Abb. 1 (unten): Brunnen in Rüdesheim am Rhein nach der Umsetzung 1994 (1963/64)

Abb. 2 (rechts): Winzer auf Brunnensäule. Ein römischer Soldat und St. Jakobus, Schutzpatron der Stadt, schmücken die Rückfront der Säule.

Die Ausführung in rotem Sandstein will Stadtgeschichte lebendig machen und zugleich die innige Verbindung mit dem Wein symbolisieren. So gruppieren sich drei große Brunnenschalen (2 Meter im Durchmesser), die Maischebottichen vergleichbar sind, um eine Stele, die 2,8 Meter vom Boden aus mißt. Die dreiseitige Stele schmücken Reliefs von Personen, die bei der Entwicklung Rüdesheims wichtige Positionen eingenommen haben. So weist auf der einen Seite ein römischer Soldat auf die Anwesenheit der Römer an den Ufern des Rheins. Kürzlich konnte der Nachweis geführt werden, daß im 1.–3. Jahrhundert nach Christi sich ein römischer Gutshof in Rüdesheim befand (Rheingau-Forum Nr. 4/1993, S. 12–24). Die Pfarrkirche wurde St. Jakobus geweiht, der auch zugleich zum Schutzpatron der Gemeinde gewählt wurde und deshalb das Wappen ziert. Die dritte Seite zeigt einen Winzer in der alten Berufskleidung und macht auf die, früher wie heute, enge Verbindung mit dem Weinbau aufmerksam. Die Umsetzung im Rahmen der Marktplatzneugestaltung ist ein Gewinn für den Brunnen und die Atmosphäre, die er nun ausstrahlt.

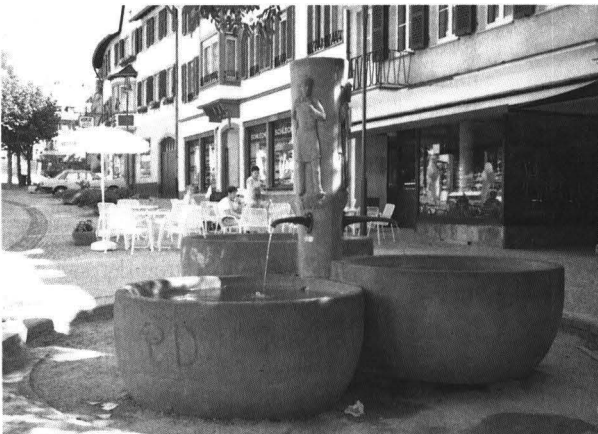




Abb. 3: Gesamtansicht des Marktbrunnens in Kiedrich (1977) mit Blick auf die Michaelskapelle



Abb. 4: St. Valentin, der Patron der Kiedricher Pfarrkirche mit den Kundschaftern und den Kiedricher Chorbuben

2. Marktbrunnen in Kiedrich (4)

Auftraggeber: Gemeinde Kiedrich 1977

Entwurf und Ausführung: Bildhauer Matthäus Winter, Limburg.

Der in rotem Sandstein ausgeführte Brunnen erreicht eine Höhe von 3,15 Meter. Drei unterschiedlich hohe Wasserbecken nehmen das Wasser auf, das aus einem Messinghahn der Säule fließt. Auf der Säule thront St. Valentin, der Kiedricher Kirchenpatron, als gütiger, von der Last des Alters gebeugter Hirte, mit Mitra und Bischofsstab. Um ihn scharen sich die Kundschafter mit der Traube und die Weinkönigin als Symbole der Weinbaugemeinde – und natürlich die Kiedricher Chorbuben, auf die eine Notenzeile mit den nur noch in Kiedrich gebräuchlichen gotischen Hufnagelnoten hinweist.

Fons hortorum, puteus aquarum viventium, quae fluunt impetu de montibus = Quell in den Gärten, Brunnen lebendiger Wasser, die voll Ungestüm von den Bergen fließen (Hohes Lied 4,15).

Diese „Antiphon“ wurde bei der feierlichen Einweihung am 14. Mai 1977 gesungen.

3. St. Georgsbrunnen in Wiesbaden-Frauenstein, 1978

Auftraggeber: Magistrat der Stadt Wiesbaden
Gestiftet von der Landeshauptstadt Wiesbaden und von Bürgern auf Anregung von Stadtrat Adolf Lupp aus Anlaß der 50-jährigen Eingemeindung Frauensteins zu Wiesbaden.

Entwurf und Ausführung: Bildhauer Matthäus Winter, Limburg.

Die Brunnenanlage aus rotem Sandstein besitzt einen Brunnenstock mit einem Durchmesser am Boden von 110 cm und einer Höhe von 300 cm. Er wird gekrönt durch die Figur des hl. Georg, des Drachentöters, Patron der seit 1544 selbständigen Pfarrei und Schutzpatron der Gemeinde. Sein Bild zierte sowohl das alte, wie das neue Wappen Frauensteins. Im oberen Bereich des Brunnenstockes schmücken zwei Frauen mit einem Korb voll Weintrauben und Obst sowie



Abb. 5: St. Georgsbrunnen in Wiesbaden-Frauenstein (1978) mit Blick auf die Burg.



Abb. 6: St. Georgsbrunnen mit Wassertreppe, Blick von der Hauptstraße.

einem Römer, die Brunnenpartie. Nach Süden und Norden zieren den Brunnenstock Weinreben mit Trauben, am unteren Teil haben Katze, Igel und Fuchs Platz genommen. Das Wasser fließt aus der Mitte des Brunnenstocks aus einer Messingröhre, die in eine vierstufige, 470 cm lange Wassertreppe mündet. Diese ist vorn nach der Straße zu durch eine Wappenplatte abgeschlossen. Die Zusammengehörigkeit wird hier durch die zwei Wappen, Frauenstein und Wiesbaden symbolisiert. Darüber die Jahreszahl 1978, das Jahr der Errichtung des Brunnens. Der aufmerksame Beobachter entdeckt rechts auf der Seite der Platte ein kleines Mainzer Rad. Dies erinnert sehr bescheiden daran, daß Frauenstein 500 Jahre zu Kur-Mainz und damit zum Rheingau gehört hat (1300–1802) und so von hier aus seine Prägung erfuhr. Insgesamt eine gelungene Abrundung des Platzes mit der St. Georgs Kapelle (alte Pfarrkirche von 1352) und der Blutlinde, wo sich zum Verweilen viele Gelegenheiten bieten.



Abb. 7: Wappenschild am Ende der Wassertreppe mit Mainzer Rad.

4. Marktbrunnen in Rüdesheim-Eibingen (5)

Auftraggeber: Magistrat der Stadt Rüdesheim 1989

Entwurf und Ausführung: Bildhauermeister Karl-Heinz Böhner, Rüdesheim-Eibingen.

Einweihung: Anlässlich der 50-Jahrfeier der Eingemeindung des Weindorfes Eibingen in die Stadt Rüdesheim.

Der Brunnenstock mit Brunnenschale aus rotem Sandstein ist 115 cm hoch. Die Brunnenschale hat einen Durchmesser von 130 cm. Das Wappen der alten Gemeinde Eibingen ziert den Brunnenstock, die Brunnenschale schmücken auf zwei Ebenen Weintrauben. Aus der Traubenfülle in der Mitte sprudelt das Wasser. Pfarrer Bernhard Krause sprach bei der Einweihung davon, daß der „Brunnen ein Zeichen des Lebens ist, aus ihm fließe Wasser, das Früchte bringe, Wasser symbolisiert das Leben“. Die gepflasterte große Brunnenwanne hat einen Durchmesser von 350 cm. Der Brunnen mit der neugestalteten Umgebung paßt sich harmonisch dem alten Markt an. Sitzbänke mit Blick auf das fließende Wasser laden zur Sammlung, Ruhe und Erholung ein.



Abb. 8: Marktbrunnen in Rüdesheim-Eibingen (1989).

5. Marktbrunnen in Eltville am Rh., 1989 (6)

Auftraggeber: Magistrat der Stadt Eltville.

Entwurf und Ausführung: Bildhauer Wolfgang Finger-Rokitnitz, Würzburg. Errichtung im Rahmen der Stadtkernsanierung mit Städtebauförderungs Mitteln des Bundes und des Landes Hessen.

Bereits Anfang des Jahres 1989 konnte die Brunnenstube, eine achteckige Wanne, die mit Odenwaldsandstein eingefast ist, hergestellt werden. Die Aufstellung des Brunnens, ein Bronzeuß im Gewicht von 1 100 kg, erfolgte Anfang August. Es ist ein Geäst aus Weinranken und Rosenstöcken, die sich oben laubenartig schließen. Den freien Raum in der Mitte füllt ein altes Rheingauer Weinschiff, das mit Habstück- oder Fuderfässern beladen ist. Aus ihren Spundlöchern, die hier oben angebracht sind, fließt das Wasser in das Brunnenbecken. Der Künstler war bemüht, mehrere Motive aus der Geschichte der Wein- und Rosenstadt sowie der näheren Umgebung (Kloster Eberbach) in das Rankenwerk einzuarbeiten. So eine romanische Säule, ein Teil eines Kapitells, ebenso Mitra und Fürstenhut, ein Hinweis auf den zeitweiligen Aufenthalt des Main-



Abb. 9: Marktbrunnen in Eltville am Rhein (1989), Gesamtansicht.



Abb. 10: Detail-Satyrmaske.

zer Erzbischofs und Kurfürsten in der Burg von Eltville. Ein Buch erinnert an die erste Druckwerkstätte von Gutenberg in der Stadt. Mit einer Satyrmaske und einem Christuskopf im Geäst wird auf den Dionysoskult verwiesen und zugleich der christlichen Überzeugung der Bevölkerung Rechnung getragen. Auf einer Ranke hat sich schließlich der Künstler selbst auch festgehalten.

Mit der reichen Motivvielfalt hat der Künstler dem Wunsch vieler Bürger, die den Marktplatz in der Altstadt wieder in den Mittelpunkt der Wein- und Rosenstadt gerückt sehen möchten, voll entsprochen. Es ist ein Kulturdenkmal, das eine Bereicherung für die Stadt bedeutet. Der Aufruf von Bürgermeister Knauf am Schlusse der Festveranstaltung anlässlich der feierlichen Übergabe, einen Namen für den Brunnen zu finden, hat sich inzwischen überholt. Es ist ein Marktbrunnen, wie ihn sich unsere Vorfahren nicht in den kühnsten Träumen je vorzustellen gewagt hätten.

6. Brunnen im Hof des Kreuzganges von Nothgottes (7)

Auftraggeber: Diözese Limburg 1990;

Entwurf: Wilhelm Jungherz, Limburg;

Ausführung: Sandsteinarbeiten: F.E. Müller, Villmar; Bronzeuguß der Figuren: Fa. J. Jirothka, Köln; Wasserhähne (Bronze): Fa. W. Sommer, Elz.

Wenig bekannt, doch um so größere Wertschätzung kommt dem Brunnen im Innenhof des Kreuzganges des ehemaligen Kapuzinerklosters, heute Bildungsstätte der Diözese Limburg, in Nothgottes zu. Er ist einer der jüngsten Neuschöpfungen und wurde erst anlässlich der 600-Jahrfeier der Konsekrierung der Kirche im Jahre 1990 durch die Diözese errichtet. Mit dem Bau des Brunnens wird an einen alten Brauch angeknüpft, demzufolge früher in den Kreuzganginnenhöfen eine zentrale Brunnenanlage zur Körperreinigung und zugleich zu liturgischen Waschungen diente. Wie Anton Schmitt (8) in der Rüdesheimer Chronik berichtet, wurde anlässlich der „Kunstauktion der Sammlung Kloster Nothgottes“ am 26. und



Abb. 11: Brunnen im Hof des Kreuzganges von Nothgottes im Rheingau (1990).



Abb. 12: Detail, Christus in der Kelter.

27. 5. 1930 auch ein Renaissance Steinbrunnen versteigert. Dieser Brunnen schmückte sehr wahrscheinlich den Hof des Kreuzganges. Das Jubiläum bot sich an, den Innenhof wieder mit einem Brunnen auszustatten, der das Wasser als Lebensquelle in den Blickpunkt rückt, zugleich aber auch

Literarnachweis

1. Struck, Wolf-Heino: Geschichte der Stadt Geisenheim, Verlag Waldemar Kramer, Frankfurt am Main 1972
2. Struck, Wolf-Heino: Johannisberg im Rheingau, Verlag Waldemar Kramer, Frankfurt am Main 1977.
3. Schriftliche Mitteilung der Stadtverwaltung Rüdesheim
4. Schriftliche Mitteilung von J. Staab und B. Kriesel
5. Schriftliche Mitteilung der Stadt Rüdesheim
6. Rheingau-Echo, August 1989
7. Hefeke, Gabriel: Klosterkirche Nothgottes, Architektur und Ausstattung S. 43–47. In: Nothgottes im Rheingau, Jubiläumsschrift der Diözese Limburg, 1990.
8. Anton Schmitt: Rüdesheimer Chronik, 1978.

die Weinlandschaft, Rebe und Wein mit Christus dem Erlöser zu uns sprechen läßt.

Über dem Brunnentrog aus rotem Sandstein der vier Becken enthält – 160 cm im Durchmesser und 78 cm in der Höhe – erhebt sich in der Mitte eine Stele von ca. 155 cm. Die vier Becken nehmen das Wasser von vier Wasserspeiern auf. Darüber ist die runde Stele durchbrochen. Den freien Raum umfassen vier Säulen in Form von Kelterspindeln, auf denen der Schlußstein ruht. Zwischen den Spindeln steht im Keltertrog Christus, bekleidet mit einem Lententuch, auf dem Kopf trägt er die Dornenkrone. Das Kreuz auf seinem Rücken lastet schwer und beugt ihn nieder. Über dem Bild „Christus in der Kelter“ stehen auf dem Schlußstein die Kundschafter mit der Traube.

Das zentrale Motiv ist „Christus in der Kelter“. Der Künstler erinnert an die hl. Schrift, wo es bei Jesaja 63,3 heißt: „Ich trat die Kelter allein“. Eine Voraussage des Leidens, das mit dem Gepreßwerden in der Kelter verglichen wird. Gedanklich in Zusammenhang stehen die Traubenträger Josua und Kaleb, die als Zeichen der Fruchtbarkeit die riesige Traube aus dem gelobten Land mitbrachten. Auch hier symbolisiert die Traube auf der Stange Christus am Kreuz. Nach Gabriel Hefeke wird so dieser Brunnen zum „Gnaden- und Lebensbrunnen“, der in jeder Beziehung zur Quelle des Lebens werden kann.

Bildnachweis

Alle Bilder sind Aufnahmen des Verfassers.

Fülle des Lebens und enttäuschte Liebe

Die Beziehung zwischen Gott und seinem Volk in der Bildersprache der Eltviller Kirchenfenster

Einleitung

Die Rebkultur und die religiöse Kultur sind im Rheingau mannigfaltig verknüpft. Vom Lorcher Hochaltar bis zu den Kiedricher Kirchenbänken, vom Allendorf-Grabmal in Kloster Eberbach bis zur Eltviller Madonna des Meisters mit dem Brustlatz: Reben und Wein sind aus der religiösen Kunst der Region nicht wegzudenken. Unsere Vorfahren wußten sich eingebunden in einen Sinnzusammenhang zwischen den Früchten ihrer Arbeit und der Schöpfung. Gibt es das „ganzheitliche“ Bewußtsein von Schöpfung und Geschöpfen noch, und schlägt es sich noch in Kunstwerken unserer Zeit nieder? Haben wir noch das Bedürfnis, tradierte Zeichen des Glaubens zu sehen – und verstehen wir sie noch, wo sie uns begegnen?

Es gibt moderne Kunst in unseren Kirchen. Im „Dehio“ kommt sie nicht vor, und ihre Bildsprache bedarf für viele Zeitgenossen der Entschlüsselung und Erklärung. Zu diesen Kunstwerken gehören die Kirchenfenster an der Nordwand von St. Peter und Paul in Eltville.

Zur Entstehung der Fenster¹

Von den mittelalterlichen Glasfenstern, die seit dem 15. Jh. die Eltviller Pfarrkirche schmückten, ist uns bis auf ein kleines Reststück nichts erhalten. 1753 ersetzte man sie durch farblose Glascheiben. Als 1867/68 die neugotischen Fenster von Jean de Béthune und später weitere farbige Kirchenfenster eingesetzt wurden, blieben die drei Fenster der Nordwand des Hauptschiffes ausgespart.

Aus Anlaß seines silbernen Priesterjubiläums stiftete Pfarrer Michel mit Hilfe der Gemeinde das

Mittelfenster, das am 7. 12. 1984 eingebaut werden konnte. Das linke Fenster, eingebaut am 2. 4. 1985, ist eine Stiftung von Sissy Richter-Boltendahl (Wappen am unteren Rand des dritten Feldes von unten in der linken Reihe, siehe Bild 2 oben), das rechte, eingebaut im März 1986, finanzierte Hans-Josef Müller (dem Betrachter von unten nicht sichtbare Inschrift am unteren Rand des dritten Feldes von unten in der rechten Reihe, siehe Bild 12 oben).

Die Entwürfe schuf Jupp Jost (1920–1993), der neben vielen anderen Werken auch das Portal der Rauenthaler Kirche und das 1986er Künstleretikett des Weinguts Prinz Friedrich von Preußen gestaltet hat.

Ausgeführt wurden die Fenster von der Glaseri Hulbert unter Leitung des Eltviller Glaskünstlers Franz Hulbert.

Das ikonographische Programm der Fenster

Tafel 1 (nächste Seite) zeigt das Bildprogramm der Fenster im Überblick mit Angabe der zugehörigen Bibelstellen.

„Der Wein in der Bibel“ – so könnte die Überschrift dazu lauten². Jupp Jost selbst schreibt im Pfarrspiegel³: „Für die drei neu zu schaffenden Fenster wurde das Thema: ‚Der Wein im Alten und Neuen Testament‘ gewählt“. Zum linken und zum mittleren Fenster liegen kurze Erläuterungen des Künstlers selbst vor⁴; sie sind im folgenden berücksichtigt.

Die herrlichen farbigen Glasmalereien geben der Phantasie Anlaß, in die Bildwelt der Bibel einzudringen und sie für unsere Zeit fruchtbar zu

<i>Rebenlandschaft</i>		<i>Christus in der Kelter</i>		<i>Rebenlandschaft</i>	
		1 Mos 49, 11 Klagel. Jerem 1, 15 Jes 63, 1-6 Joel 4, 13 Apk 14, 15-20 Apk 19, 15-16			
<i>Noah pflanzt einen Weinberg</i>	<i>Die Kundschafter</i>			<i>Abendmahl</i>	<i>St. Urban mit Winzer und Winzerin</i>
1 Mos 9, 20 [=Genesis]	4 Mos 13, 17-33 (23-24) [=Numeri]			Lk 22, 7-38 Mk 14, 12-25 Mt 26, 17-30 Joh 13, 1-26 1 Kor 11, 23-34	
<i>Noah betrunken im Zelt</i>	<i>Weinstock als Bild für Israel</i>	<i>Gleichnis von den bösen Winzern</i>	<i>Die Verwüstung des Weinbergs</i>	<i>Hochzeit zu Kana</i>	<i>Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg</i>
1 Mos 9, 21-27	Ps 80, 9-12	Mt 21, 33-46 Mk 12, 1-12 Lk 20, 9-19 (Ps 118, 22-23)	Jes 5, 1-7	Joh 2, 1-11	Mt 20, 1-16

Die Eltviller Kirchenfenster von 1984–86 im Überblick⁶

machen. Phantasie ist hier im Sinn von Thomas Mann gemeint: „Phantasie haben heißt nicht, sich etwas ausdenken; es heißt, sich aus den Dingen etwas machen.“⁵

Die Bilder in den Fenstern lassen sich lesen als Versuch, die Geschichte der Beziehung zwischen Gott und seinem Volk in den biblischen Bildern von Rebe und Wein darzustellen.

Geschenk und Gefahr: Noah und der Wein

Auf dem linken Fenster (Bild 1) tritt von links ein Mann ins Bild, dessen Linke den Stamm einer Rebe umfaßt; mit der Rechten berührt er liebevoll eine der Trauben an diesem Rebstock. Der Regenbogen über seinem Kopf und die Arche auf dem Berg weisen ihn als Noah aus (Bild 2).

„Noah aber, der Ackermann, pflanzte als erster einen Weinberg.“ (1 Mos 9,20) So berichtet es das auch als „Genesis“ bekannte Buch, das die Urgeschichte Israels erzählt. Noah gilt ihm als der erste Winzer, der die herrliche Gabe Gottes, die Rebe, pflegt und aus ihren Früchten Wein macht.

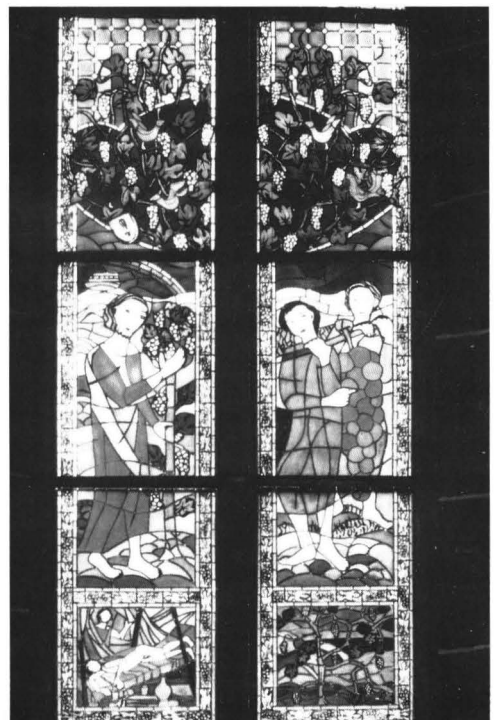


Abb. 1

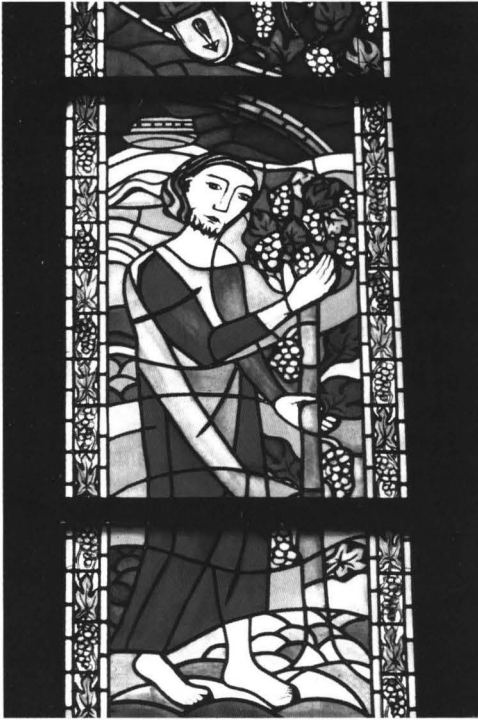


Abb. 2

Das kleine Bild unten links (Bild 3) erzählt, wie es weitergeht: Der weise, vorausschauende, gerechte Noah, Überlebender der großen Flut, kaum der Arche entstiegen, verfällt bald der gefährlichen Versuchung, die im vergorenen Traubensaft lauert:

„Und da er von dem Wein trank, ward er trunken und lag im Zelt aufgedeckt. Als nun Ham, Kanaans Vater, seines Vaters Blöße sah, sagte er's seinen beiden Brüdern draußen. Da nahmen Sem und Japheth ein Kleid und legten es auf ihrer beider Schultern und gingen rückwärts hinzu und deckten ihres Vaters Blöße zu; und ihr Angesicht war abgewandt, damit sie ihres

Abb. 3



Vaters Blöße nicht sähen. Als nun Noah erwachte von seinem Rausch und erfuhr, was ihm sein jüngerster Sohn angetan hatte, sprach er: Verflucht sei Kanaan und seinen Brüdern ein Knecht aller Knechte! Und sprach weiter: Gelobt sei der HERR, der Gott Sems, und Kanaan sei sein Knecht. Gott breite Japheth aus und lasse ihn wohnen in den Zelten Sems, und Kanaan sei sein Knecht!“ (1 Mos 9, 21–27).

Um Prüderie geht es hier sicher nicht. Das Land Kanaan, für Israel ein Geschenk Gottes, das gelobte Land, wird auch als Gefahr erlebt: In ekstatisch-orgiastischen Kulturen, die Israel dort vorfand, spielt das Rauschmittel Wein eine Rolle. Die Geschichte vom trunkenen Noah, oft als ein zweiter Sündenfall betrachtet, soll Israel warnen und – in Abgrenzung zur anders denkenden Umwelt – zur Mäßigkeit anhalten. Noahs Fluch trifft Ham, der sich wie ein Kanaanäer benommen hat.⁷

Der Glaube bewährt sich in der Spannung zur Umwelt und zu den eigenen, inneren Sehnsüchten. Das Zeichen der Güte Gottes und der Fülle (s. u.) wird als ambivalent erlebt: Der Weinstock ist, wie alle Gaben der Schöpfung, Geschenk und Gefahr.

Tröstliche Ironie ist's da, wenn Goethe unseren Landsmann Weihbischof Heimes sagen läßt: „Der Mißbrauch aber schließt den Gebrauch nicht aus.“⁸

Fülle und Not: Landnahme und Landverlust

Die Gestalt des Noah findet auf der rechten Seite des Fensters (Bild 4) ihre Entsprechung in zwei Männern, die auf den Schultern eine riesengroße Traube an einer Stange tragen.

Dieses Motiv der „Kundschafter mit der Traube“ ist sehr alt⁹ und findet sich bis heute – zum Beispiel auf Etiketten des staatlichen Weingutes der ehemaligen DDR in Meißen.

Es hat eine Erzählung der Bibel populär gemacht, die im 4. Buch Mose (Numeri), entstanden vor 1200 v. Chr. zur Zeit der Landnahme, aufgeschrieben ist. Die Israeliten sind aus Ägypten aufgebrochen und durch die Wüste gezogen. Sie haben wider Mose gemurrt, weil sie buchstäblich „kein Land sahen“. Und nun entdecken sie Kanaan, das gelobte Land, das Land der Verheißung, und senden Kundschafter aus. Unter den vielen, die Mose ausschickt, gelten Josua und Kaleb als die Kundschafter mit der Traube.

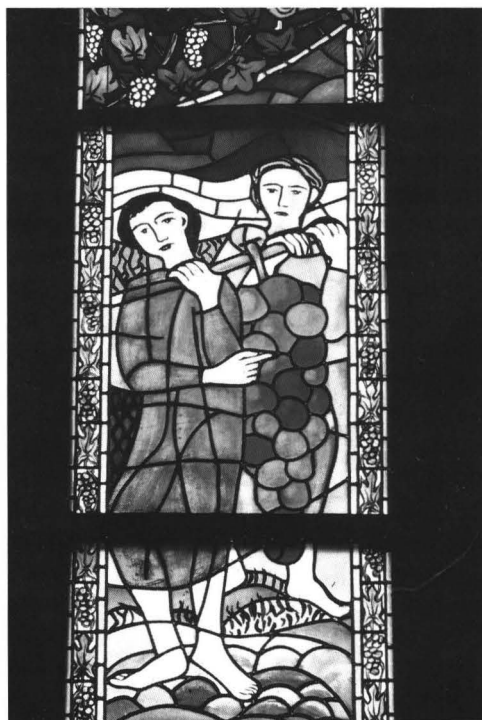


Abb. 4

„Als sie nun Mose aussandte, das Land Kanaan zu erkunden, sprach er zu ihnen: ‚Zieht hinauf ins Südland und geht auf das Gebirge und seht euch das Land an, wie es ist, und das Volk, das darin wohnt . . . und bringt mit von den Früchten des Landes.‘ Es war aber eben um die Zeit der ersten Weintrauben.

Und sie gingen hinauf und erkundeten das Land . . . da lebten . . . die Söhne Enaks . . . Und sie kamen bis an den Bach Eschkol und schnitten dort eine Rebe ab mit einer Weintraube und trugen sie zu zweien auf einer Stange, dazu auch Granatäpfel und Feigen. Der Ort heißt Bach Eschkol (= Traubendach), nach der Traube, die die Kinder Israels dort abgeschnitten hatten.“ (4 Mos 13, 17–24)

Die riesengroße Traube wird, neben anderen Früchten, als Zeichen der Erfüllung von Gottes Verheißung und der Fülle des Heils erlebt. Wir, die wir fast alles in Fülle haben, können die Empfindungen eines Volkes, das aus der Wüste kommt, kaum nachvollziehen – diese Menschen wissen: Heil muß erkämpft werden, es fällt nicht in den Schoß. Vielleicht empfinden wir aber derzeit die Bedrohung, die aus der Fülle kommen kann. Die Israeliten begegneten ihr sofort, sie war ihnen bewußt: (4 Mos 13, 27 ff) *„Wir sind in das Land gekommen, in das ihr uns sandtet; es fließt wirklich Milch und Honig darin. . . . Aber stark ist das Volk, das darin wohnt und die Städte sind befestigt und sehr groß. . . . Wir sahen dort auch Riesen, Enaks Söhne. . . , und wir waren in unseren Augen wie Heuschrecken und waren es auch in ihren Augen.“* Das Wunschenken, im gelobten Land „problemlos“ die gebratenen Tauben unseres mittelalterlichen Schlaraffenlands zu finden, erfüllt sich nicht. Die Probleme erscheinen „riesengroß“. Die Frage ist: Wer wird Israel wirklich leiten: Die Sucht nach verlockenden Gütern oder Gott selbst?

Das Bild der Kundschafter ist auch deshalb so populär geworden, weil es im Rahmen der heilsgerichtlichen Deutung „typologisch“ eingeordnet wird. Diese Deutung sieht für alle wesentlichen neutestamentlichen Ereignisse (die „sub gratia“ geschehen – zu Zeiten, als der Messias schon gekommen ist) alttestamentliche Analogie oder „Vor-Bilder“, meist zwei: Eines aus der Zeit „ante

legen“, d. h. vor dem mosaischen Gesetz, und eines „sub lege“, zur Zeit nach dem Sinai-Erlebnis. In unserem Fall gelten das Isaak-Opfer (ante legem) und die Kundschafter (sub lege) als „Vor-Bild“ für Christi Kreuztragung und Opfer am Kreuz. Der Stock ist in diesem Bild das Kreuz, Christus ist die Traube; der vorne gehende Kundschafter repräsentiert Israel (geht voraus, zeigt den Weg), der hintere die Christen (folgt Christus nach).



In einer „biblia pauperum“ finden wir die Kundschafter auch als alttestamentlichen Typus für die Taufe Jesu: „Als diese Boten wieder kamen, da schnitten sie eine so große Weintraube, dass zwei sie an einer Stange trugen zum Zeugnis der Güte des Landes (und berichteten), wenn sie über den Jordan kämen, so kämen sie in das gelobte Land. Dies bedeutet, wer da in das Land der Seligkeit kommen will, der muss durch die Taufe gehen“.¹⁰ Diese Deutung macht deutlich, daß die Motivgruppe von Kundschaftern und Taufe Jesu letztlich auf das Taufsakrament hinweisen soll, das den Einzug ins Reich Gottes, in das wahre Land der Verheißung, ermöglicht.¹¹

Bleibt zu erwähnen, daß noch heute in Israel die Rebsorte Nehel Eschkol (über 50 cm lange, bis 5–6 kg schwere Trauben) kultiviert wird.

Wir halten fest: Das Bild der Kundschafter weist auf die Fülle des Lebens hin und auf die Bedrohung, die diesem Geschenk innewohnt. Haben solche Befürchtungen sich erfüllt?

So wie das kleine Bild unten links die „Kehrseite der Medaille“ des Geschenks Wein zeigt, so bezieht sich das unter den Kundschaftern angeordnete kleine Bild rechts (Bild 5) auf einen Psalm, der die Vertreibung aus dem gelobten Land beklagt. Das Bild zeigt „den von Gott gepflanzten Weinstock, der das ganze Land erfüllt“¹²:

„Du hast einen Weinstock aus Ägypten geholt, hast vertrieben die Völker und ihn eingepflanzt.

Du hast vor ihm Raum gemacht und hast ihn lassen einwurzeln, daß er das Land erfüllt hat. Berge sind mit seinem Schatten bedeckt und mit seinen Reben die Zedern Gottes. Du hast seine Ranken ausgebreitet bis an das Meer und seine Zweige reichen bis an den Strom.“ (Ps 80, 9–12)

Die Beter versichern sich hier erinnernd der als Heilshandeln Gottes erfahrenen Ereignisse Auszug aus Ägypten und Landnahme in Kanaan, das Volk Israel wird vom Weinstock symbolisiert. Im Bild von Wachstum und Verwurzelung beschreibt der Psalm, daß es mit der Ankunft im gelobten Land nicht getan war.

Diesem Erinnern geht eine „Volksklage“ voraus (Vers 5–8).

„Herr, Gott Zebaoth, wie lange willst du zürnen, während dein Volk zu dir betet? Du speisest sie mit Tränenbrot und tränkest sie mit einem großen Krug voll Tränen. Du lässest unsere Nachbarn sich um uns streiten, und unsere Feinde verspotten uns. Gott Zebaoth, tröste uns wieder; laß leuchten dein Antlitz, so genesen wir.“ Dieses Klagegedicht, entstanden nach der Zerstörung des Tempels und der Vernichtung Judas – 587 v. Chr. – wurde bei Klagefeiern, insbesondere im Exil, gesungen. Das gelobte Land, vom Mittelmeer bis an den Euphrat – den Grenzen des Davidsreiches – ist verloren, wie der Weinstock im Bild: „Warum hast Du denn seine Mauer zerbrochen, daß jeder seine Früchte abreißt, der vorübergeht? Es haben ihn zerwühlt

die wilden Säue und die Tiere des Feldes ihm abgweidet.“ (Vers 13–14) Nun bitten die Beter um Hilfe vom Herrn – er soll sich seinem Volk wieder zuwenden: „Gott Zebaoth, wende dich doch! Schaue vom Himmel und sieh darein, nimm dich dieses Weinstocks an! . . . So wollen wir nicht von dir weichen. Laß uns leben, so wollen wir deinen Namen anrufen. . .“ (Verse 15 und 19).

Die schon bei der Landnahme erkannte Gefahr war eingetreten. Das klagende Volk hatte erkennen müssen: „Wie gewonnen, so zerronnen“. Nicht blindes Schicksal aber ist das Exil – dem „äußeren Exil“ – dem Verlust des Landes – war ein „inneres Exil“ vorausgegangen, der innerliche Auszug aus dem Bundesgedanken. Geschenk und Gefahr, Fülle und Not – die geschichtliche Erfahrung des Volkes Israel ist eine zweiseitige Sache; der fest eingepflanzte Weinstock steht nicht fraglos ewig an seinem Platz, und die riesengroßen Trauben wachsen nicht ohne weiteres und unbegrenzt. Das Volk, das sich nicht mehr von Gott leiten ließ, hat die von Gott geschenkte Gabe verwirkt. Der Psalm drückt aber auch seine Hoffnung auf Versöhnung aus: „... tröste uns wieder . . .“

Tages Arbeit, abends Feste: Jesu Verkündigung von Lohn und Feier

Der ersehnte Tröster und Retter, der Messias, ist da: So verkündigen die neutestamentlichen Schriften Jesus von Nazareth.



Abb. 6

Gleich zu Beginn des Johannes-Evangeliums, nach Prolog, Zeugnis des Täufers und Berufung der ersten Jünger, steht zeichenhaft die Geschichte von der Hochzeit zu Kana.

Das kleine Bild links unten im rechten Kirchenfenster (Bild 6) zeigt Jesus vor den Weinkrügen, mit den Gästen im Hintergrund, wobei ihn seine Mutter (im blauen Kleid) anspricht, indem sie ihm die Hand auf die Schulter legt.

Jesus macht etwa 600 Liter Wasser zu Wein – ein Halbstück! Das ist eine sehr große Menge. Jesus als Freund der durstigen Kehlen, als mitfühlender Zechgenosse auf einer Hochzeitsfeier?

Das auch, das an der Oberfläche. Es fällt nämlich auf, daß im Text die Ursache des Mangels an Wein unklar bleibt; das Wunder wird im Bericht nicht beschrieben, man stellt nur staunend sein Ergebnis fest.

Es geht auch gar nicht um das Wie und Warum – entscheidend ist:

„Das ist das erste Zeichen, das Jesus tat, geschehen zu Kana in Galiläa, und er offenbarte seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.“ (Joh 2,11)

Wieder ist die Fülle an Wein ein Zeichen der Fülle des Lebens, das von Gott kommt, der „Herrlichkeit Gottes“ – es beglaubigt sozusagen Jesus als den Messias. Jesus trägt zur Feier der Hochzeit bei – Jesus, den Johannes (Joh 15, 1–8) als den „wahren Weinstock“ bezeichnet. Das alttestamentliche Bild des Weinstocks steht hier nicht mehr für das Gottesvolk, sondern beschreibt die enge

Beziehung des glaubenden Menschen (der Rebe) zum Weinstock, der ihn trägt (Christus).

Im Reich der Menschen steht vor dem Feiern die Arbeit, und vom Lohn der Arbeit kann man Feiern bezahlen. Also soll der Lohn gerecht sein. Was ist gerecht? Gleiche Arbeit, gleicher Lohn! In diesen Wein gießt Jesus Wasser, da hat er etwas entgegensetzen.



Abb. 7:

„Denn das Himmelreich gleicht einem Hausherrn, der früh am Morgen ausging, um Arbeiter für seinen Weinberg einzustellen. . .“ (Mt 20, 1ff). Wir wissen, wie das ausgeht: Um neun, zwölf, drei und sogar um fünf Uhr kann er Arbeiter gewinnen. Als es an's Zahlen geht, gibt der Hausherr jedem den gleichen Lohn – den üblichen Tageslohn. „Und als sie den empfingen, murrten sie gegen den Hausherrn und sprachen: Diese letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und doch hast du sie uns gleichgestellt, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben.“

Im rechten kleinen Bild im rechten Fenster (Bild 7) kniet ein Mann vor dem Hausherrn und empfängt seinen Lohn, hinter ihm sprechen zwei andere mit bewegten Gesten über die Ungerechtigkeit, die da geschieht.

Ja, so sind wir: Wir müssen „vergleichen“. Wir können's dem anderen nicht gönnen, wie Kain es dem Abel nicht gönnen konnte, weil es unfair ist, ungerecht. Der andere hat es nicht „verdient“ – Mißgunst, Neid, „das böse Auge“ treiben uns um. René Girard nennt das den „mimetischen Konflikt“ – das wollen wir tun und haben, was der andere **auch** tut und hat.¹³ Jesus billigt das nicht, weil er darin eine Wurzel des Übels sieht, und er setzt im Bild vom Reich Gottes dagegen: „Nimm, was dein ist, und geh. Ich will aber diesem letzten dasselbe geben wie dir. Oder habe ich nicht Macht zu tun, was ich will, mit dem, was mein ist? Siehst du so scheel drein, weil ich so gütig bin? So werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein.“ Jesus geht mit den

Zöllnern und Dirnen um, er lebt, was er da im Gleichnis beschreibt. Der „Sohn Gottes“ macht vor, was Gottes Botschaft an die Vergleicher und Neider ist: Ich gebe Euch das Eure, ich bin nicht ungerecht. Aber ich bin gütig über das Notwendige, Gerechte hinaus. Lohn ist deshalb nicht einfach Entlohnung für (vergleichbare) Leistung. Auch

geringe Leistung zählt, die Maßstäbe im „Reich Gottes“ sind nicht unsere Maßstäbe. In unserer sogenannten „Leistungsgesellschaft“ muß das anstößig sein – und als „Anstoß“ sollen dieses kleine Fenster und die Geschichte, die es darstellt, gelten. Behinderte, Alte, Kranke – genug Stoff in einer Zeit, in der ein australischer Soziologe (Peter Singer) in Vorträgen über Ethik auch hierzulande fragt, ob wir uns diese Menschen noch leisten können.

So gefährden Menschen ihre Welt und ihre Gemeinschaft, wenn sie Vergleich gegen Güte setzen und ihre Form der Gerechtigkeit durchsetzen wollen. Dann helfen keine Wunder und Zeichen, dann ist „Fülle des Lebens“ nicht möglich – da kann auch ein Halbstück Wein bei einer Hochzeit nicht recht verstanden werden.

Zeichen der Einheit und Liebe: Das Geschenk des Abendmahls

Die Botschaft von der „Güte gegen den Zwang zum Vergleichen“, von der „fraglosen“ Liebe, die nicht den Verdienst voraussetzt, von der Gemeinschaft, die das alles lebt, findet einen bleibenden Ausdruck im Zeichen des Abendmahls.

Das linke große Bild im rechten Fenster (Bild 8) stellt die Tischrunde in interessanter Perspektive dar – groß und als Herr der Runde sitzt Jesus mit den Seinen beim Tisch.

Das Fest das sie feiern, steht in der Tradition der Pessah-Feier, die daran erinnert, daß der Herr die Häuser der Israeliten verschont, „überspringt“

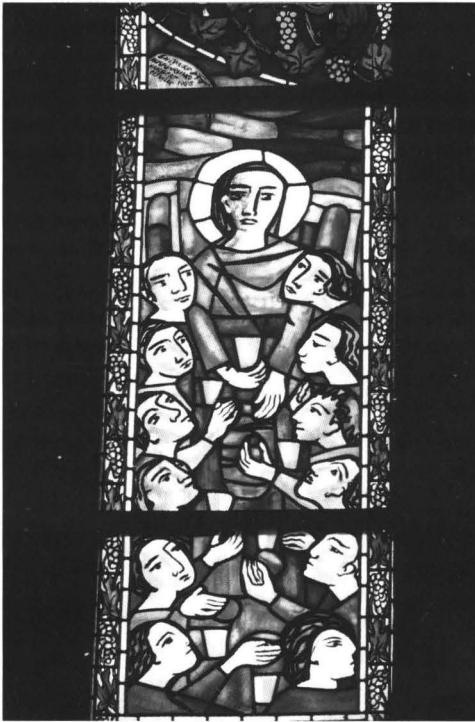


Abb. 8

(so die Wortbedeutung).¹⁴ Die Gedächtnisfeier findet im Ährenmonat statt, wenn man die Sichel für die Ernte anzusetzen beginnt.

Allgemein besiegeln in der Antike – und bis heute – Mahlzeiten Verträge und Bundesschlüsse. Das gemeinsame Essen gilt dabei als Zeichen des Einverständnisses und der Gemeinschaft, wie schon Isaak mit Abimelech (1 Mos 26,30) aß, um ihren Bund zu besiegeln.

Jesus spricht dabei die aus der Liturgie bekannten „Einsetzungsworte: „Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut; das tut, sooft ihr daraus trinkt, zu meinem Gedächtnis.“ (1 Kor II,25). Damit bezieht sich Jesus offenbar¹⁵ auf das Buch Exodus des Alten Testaments, wo Mose am Sinai beim Bundesschluß Blut eines Opfertieres als Bundeszeichen verwendet: „Da nahm Mose das Blut und besprengte das Volk damit und sprach: „Seht, das ist das Blut des Bundes, den der Herr mit euch geschlossen hat. . .“ (2 Mos 24,8).

Der Wein, damals meist Rotwein, ist Zeichen für das Opferblut. Der alte Bund wurde mit dem Blut von Opfertieren geschlossen, Zeichen des

neuen Bundes ist das Blut Christi. Die Abendmahlsfeier löst alle anderen Opfer ab.

Der Bericht im Korintherbrief betont aber vor allem den Aspekt des gemeinsamen Mahls. In der gemeinsamen Mahlfeier, beim Teilen von Brot und Wein, wird die Fülle des Lebens zum Ereignis¹⁵ – sie kann erlebt und sinnlich wahrgenommen werden: „Kostet und seht, wie gut der Herr ist.“ (Ps 34,9) Die Herrlichkeit Gottes kommt auf die Menschen zu (sie „erscheint“) – adventus, den wir erwarten, nicht futurum, das wir herstellen können. Schickten wir Kundschafter nach dem Reich Gottes aus, sie könnten diese Gabe finden, aber nicht machen.

Geschenk und Gefahr – die Ambivalenz der „Gaben, die wir empfangen“ ist uns immer wieder begegnet. Wie gehen Menschen mit dem um, der die Gabe des Abendmahls mitbringt?

Enttäuschte Liebe: Die bösen Winzer und die Zerstörung des Weinbergs

Wir wissen, daß Jesus getötet wird. Das mittlere unserer Eltviller Fenster kreist um den Tod Jesu und seine Bedeutung für uns.

Im linken unteren Bild (Bild 9) sehen wir, wie ein Mensch von drei anderen erschlagen wird. Es bezieht sich auf Mk 12,1–12 (oder Lk 20,9–19 und Mt 21,33–46). Bei Markus ist das so: „Ein Mensch pflanzte einen Weinberg und grub eine Kelter und baute einen Turm und verpachtete ihn an Weingärtner und ging außer Landes.“ Als der



Abb. 9

Herr des Weinbergs seinen Anteil an den Früchten abholen lassen will, werden seine Boten geschlagen und getötet. Schließlich schickt er „seinen geliebten Sohn“, weil er hofft: „Sie werden sich vor meinem Sohn scheuen“. „Sie aber, die Weingärtner, sprachen untereinander: Dies ist der Erbe; kommt, laßt uns ihn töten, so wird das Erbe unser sein! Und sie nahmen und töteten ihn und warfen ihn hinaus vor den Weinberg.“

Der Erzähler fragt: „Was wird nun der Herr des Weinbergs tun? Er wird kommen und die Weingärtner umbringen und den Weinberg anderen geben.“

Das alles kommt uns bekannt vor – wie den Hörern damals auch. Sie mußten einfach an Jesaja denken. (Das Buch Jesaja war etwa 740–690 v. Chr. entstanden).

In Jes. 5 beginnt ein Lied eines Bänkelsängers genau so – und der Bezug ist beabsichtigt.

„Wohlan, ich will meinem lieben Freund singen, ein Lied von meinem Freund und seinem Weinberg. Mein Freund hatte einen Weinberg auf einer fetten Höhe. Und er grub ihn um und entsteinte ihn und pflanzte darin edle Reben. Er baute auch einen Turm darin und grub eine Kelter und wartete darauf, daß er gute Trauben brächte. . .“

Der „nabi“, der Kündler, der Prophet, tritt als Bänkelsänger beim Herbstfest auf. Wir können uns die Szene ausmalen: Eine gute Traubenernte hat es gegeben, alle feiern fröhlich. Der Sänger nimmt die Rolle eines Freundes des Bräutigams bei einer Hochzeit ein, der seinem Freund einsingt. Er hat seinem Freund die Braut zugeführt und gestaltet sein Lied wie ein Liebeslied. Wie im Hohen Lied steht der Weinberg als Bild für die Braut.

„... gute Trauben brächte...“ An dieser Stelle bricht der Sänger das fröhliche Lied ab und überrascht die Zuhörer: „... aber er brachte schlechte. Nun richtet, ihr Bürger zu Jerusalem und ihr Männer Judas, zwischen mir und meinem Weinberg! Was sollte man noch mehr tun an einem Weinberg, als ich getan habe? . . . Wohlan, ich will euch zeigen, was ich mit meinem Weinberg tun will!“ Im rechten unteren Bild (Bild 10) sehen wir einen verdorrten Weinberg und einen Menschen, der ihn aushaut. „Sein Zaun soll weggenommen werden, daß er verwüstet werde, und seine Mauer



Abb. 10

soll eingerissen werden, daß er zertreten werde. . .“ Auf bräutliche Untreue steht die Todesstrafe, und die wird so vollstreckt. Der Prophet deutet gleich selber, was er da meint: „Des Herrn Zebaoth Weinberg aber ist das Haus Israel und die Männer Judas sind seine Pflanzung, an der sein Herz hing.“

Geschenk und Gefahr: Die ihm von Gott anvertraute Gabe, das Land der Väter, hat Israel nicht im Sinn des Bundesgedankens genutzt – es brachte keine Frucht. Wie die Androhung des Exils liest sich das (vgl. S. 27, Bild zu Psalm 80) – das Bänkeli-Lied schlägt um in eine Gerichtsrede. „Er wartete auf Rechtspruch, siehe, da war Rechtsbruch, auf Gerechtigkeit, siehe, da war Geschrei über Schlechtigkeit.“

Der Weinberg ist ein Bild für das Reifen und Wachsen¹⁵ – Gott ist hier nicht der Töpfer, der etwas Fertiges macht und brennt (eine Form unwiderruflich festlegt) – er erscheint als Weingärtner, der sich auf das Pflanzen und Pflegen beschränkt, im übrigen aber Zeit für das Reifen und Wachsen gibt. Die Menschen, das Bundesvolk, sind nicht fertig und festgelegt – sie sind Geschöpfe, haben die Schöpfung als Gabe – und nun sollen sie selbst in Freiheit reifen und wachsen. Diesem Reifen und Wachsen auf Gott hin können sie sich entziehen – und das tun sie auch.

Sie töten sogar den, der sie auf diese Zusammenhänge hinweist und ihnen sagt, was sie am Leben in Fülle hindert. Das Gleichnis der Synoptiker beginnt wie der Jesaja-Text. Es stellt uns aber die Pächter nun als Handelnde vor – nicht

Unfruchtbarkeit des Weinbergs ist nun das Problem, sondern ihre unverschämte Habgier. Sie wollen alles – und bringen sich um alles. Hier redet Jesus einen oft mißverstandenen Klartext – wieder im Rückgriff auf das Alte Testament: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist zum Eckstein geworden.“ (Ps 118, 22). Das Gleichnis von den mörderischen Weinbergpächtern, das sich heute wie ein Bild der „kollektiven Vertreibung“ lesen ließe, soll sagen: Ich selbst lasse mich verwerfen, um zu zeigen, daß ihr schon lange hättet erkennen können, daß Gewalt nichts „ausrichtet“. Ich werde die Gewalt erleiden, um euch zu „erlösen“, loszumachen von eurem Gefangensein in Habgier, Vergleichenmüssen, Neid und Gewalttätigkeit.¹³

Brücke zwischen Gott und Menschen: Leiden und Erlösung im Symbol von Traube und Kelter

Jupp Jost schreibt in einem Kommentar im Pfarrspiegel zu dem mittleren Fenster (Bild 11):

„Das nun eingebaute neue Fenster ist der mittlere Teil eines Triptychons, eines dreiteiligen Gesamtbildes. Es galt darauf zu achten, daß die Farben und die Maßstäblichkeit den vorhandenen Fenstern (den übrigen, alten Kirchenfenstern, d. Verf.) angeglichen wurden und so, bei aller Eigenwilligkeit der Konzeption und Ausführung, kein störendes Element im Raum entstand.“

Die Darstellung ‚Christus in der Kelter‘, fußend auf einer Bildüberlieferung des späten Mittelalters, ist eine Abwandlung einer frühen Vorstellung ‚Christus tritt die Kelter‘ nach Jesaja 63,2–3 und der Apokalypse, 14, 19–20.

Hier (im Bild unseres Fensters, d. Verf.) ist Christus gemeint als der zerdrückte, um unsertwillen Ausgequetschte, durch dessen Blut wir und der ganze Kosmos erlöst sind, Symbole Sonne, Mond und Sterne im Spitzbogen. Das Thema ‚Christus tritt die Kelter‘ hingegen denkt an Ernte, Weinlese, Gericht und Endzeit.

Christus in der Kelter, als liegende Figur, durchdringt die Mittelstrebe des Fenstermaßwerks und stellt die Verbindung zwischen Alt und



Abb. 11

Neuem Testament her. Diese Bildaussage wird deutlicher, wenn die noch fehlenden Fenster eingebaut sind (Jost schreibt dies zur Einsetzung des mittleren, ersten Fensters, bevor das linke – AT Bilder – und das rechte – NT-Bilder – zu sehen sind! d. Verf.). Die Hintergrundfiguren können als Handelnde, Neugierige, Zuschauende, Gleichgültige gesehen werden. . .

Das Blau des Fensterhintergrundes zeigt eine angedeutete Architektur, die übernommen von anschließenden Fenstern (an der Chornordwand. d. Verf.) in ganz anderer Art und Weise frei umgesetzt wurde.“

Der vom Künstler selbst vorgegebenen Deutung folgend, wollen wir noch etwas tiefer in die Ursprünge des Bildes vom Christus in der Kelter eindringen.¹⁶

Die Vorstellung vom Traubensaft als Zeichen für Blut (s. auch oben, S. 30) finden wir bereits im Buch Genesis (1 Mos 49, 10–11). Da bezeugt Israel im Jakobssegnen seinen Glauben, daß Gott in seiner Geschichte am Werk ist: „Es wird das Zepfer von Juda nicht weichen noch der Stab des

Herrschers von seinen Füßen, bis daß der Held komme, und ihm werden die Völker anhangen. Er wird seinen Esel an einen Weinstock binden, und seiner Eselin Füllen an die Rebe. Er wird sein Kleid in Wein waschen und seinen Mantel in Traubenblut.“ Mit dem „Helden“ ist der Messias gemeint. Zepter und Kommandostab stehen für die führende Rolle Judas. Wer Esel und Esel füllen an Reben bindet – wohl wissend, daß sie von den Trauben fressen werden – und wer sein Kleid mit „Traubenblut“ wäscht – der zeigt, daß er übergenug von dieser guten Gabe hat: Zeichen der Fülle¹⁷.

Die um 590 v. Chr. datierten Klagelieder Jeremias (*Klgl 1,15*) sehen nach dem Angriff Babylons in der Kelter ein Bild für das Blutbad, das die Feinde – im Vollzug des Gottesgerichts – ange richtet haben. Sie greifen dabei ein altes ägyptisches Bild auf von Horus und Thot, die die Köpfe ihrer Feinde „keltern“.¹⁸ *„Der Herr hat zertreten alle meine Starken, die ich hatte; er hat gegen mich ein Fest ausrufen lassen, um meine junge Mannschaft zu verderben. Der Herr hat die Kelter getreten der Jungfrau, der Tochter Juda.“*

Am bekanntesten dürfte der Text aus Jesaja sein (*Jes. 63, 1–6*), auch weil er Teil der alten Karfreitagsliturgie ist. Er gehört zum dritten und jüngsten Teil des Buches (Entstehung 6.–3. Jh. v. Chr.).

„Wer ist der, der von Edom kommt, mit rötlichen Kleidern von Bozra, der so geschmückt ist in seinen Kleidern und einherschreitet mit seiner großen Kraft?

„Ich bin's der in Gerechtigkeit redet, und bin mächtig zu helfen.“

Warum ist denn dein Gewand so rotfarben und dein Kleid wie das eines Keltertreters?

„Ich trat die Kelter allein, und niemand unter den Völkern war mit mir. Ich habe sie gekeltert in meinem Zorn und zertreten in meinem Grimm. Da ist ihr Blut auf meine Kleider gespritzt, und ich habe mein ganzes Gewand besudelt. Denn ich hatte einen Tag der Vergeltung mir vorgenommen; das Jahr, die Meinen zu erlösen, war gekommen. Und ich sah mich um, aber da war kein Helfer, und ich wunderte mich, daß niemand mir beistand. Da mußte mein Arm mir helfen, und mein Zorn stand mir bei. Und ich habe die Völker zer-

treten in meinem Zorn und habe sie trunken gemacht in meinem Grimm und ihr Blut auf die Erde geschüttet.“

In der Form eines Wechselgesprächs zwischen einem Wachposten, der zunächst fragt: „Wer ist der...?“, und einem herannahenden Fremden berichtet dieser Text von einem Kriegsgegner der Endzeit. Die Edomiter mit ihrer Hauptstadt Bozra stehen symbolisch für diesen Feind. Welch ein Gegensatz zu den *Kapiteln 60–62* („*Mach dich auf, Zion, werde Licht...*“, „*ich will dein Getreide nicht mehr deinen Feinden zu essen geben, noch deinen Wein, mit dem du soviel Arbeit hattest, die Fremden trinken lassen.*“)! Blutige Vernichtung wird hier für die Endzeit erwartet und beschrieben. Mit dem Bild des Keltertreters ist der göttliche Richter gemeint, der über die Völker Gericht hält.

Um 400 v. Chr. entstand vermutlich das Buch Joel; im 4. Kapitel wird in Auslegung des Ortsnamens Josaphat (Gott hat gerichtet) eine Endzeitvision geschildert. Neben dem Bild von den Schwertern, die zu Pflugscharen werden sollen (vgl. *Jes. 2,4*) taucht das Keltermotiv wieder auf, diesmal verknüpft mit dem Erntegedanken: *„Die Heiden sollen sich aufmachen und heraufkommen zum Tal Josaphat; denn dort will ich sitzen und richten alle Heiden ringsum. Greift zur Sichel, denn die Ernte ist reif! Kommt und tretet, denn die Kelter ist voll, die Kufen laufen über, denn ihre Bosheit ist groß!“* (*Jo 4,12–13*).

All diese Bildvorstellungen greift die Johannesoffenbarung auf und baut sie in ihr großes Gemälde von den letzten Dingen ein. Im 14. Kapitel beschreibt Johannes das Gericht so:

„Und ein anderer Engel ... rief ...: Setze deine Sichel an und ernte, denn die Zeit zu ernten ist gekommen, denn die Ernte der Erde ist reif geworden. Und der auf der Wolke saß, setzte seine Sichel an die Erde, und die Erde wurde abgeerntet. Und ein anderer Engel kam aus dem Tempel im Himmel, der hatte ein scharfes Winzermesser. Und ein anderer Engel kam vom Altar, der hatte Macht über das Feuer und rief dem, der das scharfe Messer hatte, mit großer Stimme zu: Setze dein scharfes Winzermesser an und schneide die Trauben am Weinstock der Erde, denn seine Beeren sind reif. Und der Engel setzte sein Winzermes-

ser an die Erde und schnitt die Trauben am Weinstock der Erde und warf sie in die große Kelter des Zornes Gottes. Und die Kelter wurde draußen vor der Stadt getreten, und das Blut ging von der Kelter bis an die Zäume der Pferde, tausendsechshundert Stadien weit.“ (Apk 14, 15–20).

Fünf Kapitel weiter erkennt Johannes im Keltertreter von Jes 63 Christus als den wiederkehrenden Richter: „Und aus seinem Munde ging ein scharfes Schwert, daß er damit die Völker schlage; und er wird sie regieren mit eisernem Stabe; und er tritt die Kelter, voll vom Wein des grimmigen Zornes Gottes. . .“ (Apk 19, 15).

Nun wird in all diesen Bildern der Keltertreter nicht gepreßt – er preßt andere. Es sind Gerichtsbilder. Wie paßt damit die zuerst von Clemens von Alexandria († 215) genannte Vorstellung vom in der Kelter gepreßten Christus zusammen?

Christus („Wer sein Leben behalten will, der wird's verlieren“ Mk 8,35) ist der erste Brückenbauer zwischen Leben und Tod – der „pontifex“ – und so sieht ihn Jupp Jost wie viele Künstler vor ihm. Der Kelterer wird zum Gepreßten, Leidenden. So, wie die Traube bis zur Unkenntlichkeit zerdrückt wird um Traubensaft abzugeben, so leidet Christus einen qualvollen Tod. So wie aus dem Traubensaft (auf damals für die Menschen wunderbare Weise) Wein wird, so wird Christus verwandelt zum Leben bei Gott.

„Primus botrus in torculari pressus est Christus – Als Erstlingstraube wurde Christus in der Kelter gepreßt“ sagt Augustinus¹⁹. Und in Anlehnung an Hl 1,13 („Eine Zypertraube ist mir mein Geliebter“) finden wir²⁰ im Meßbuch von Oberaltaich 1493:

„Botrus Cypri est expressus
Christus tritus atque fessus
Per haec torcularia.
Bibant omnes hinc credentes
Puritatem sitientes
hac cella vinaria.“

In all diesen Bildern, vom Jakobssegen der Urgeschichte bis zum letzten Buch des Neuen Testaments, stehen Traube, Getreide, Kelter, Sichel, Ernte für Gericht und Leiden – aber auch für die Erwartung des Lebens bei Gott: „Wer zum Dienste Gottes hinzutritt, der wisse, daß er zur

Kelter gekommen ist: Er wird bedrängt, zerstampft, niedergetreten, aber nicht, um in dieser Welt zugrunde zu gehen, sondern um hinüberzufließen in die Weinkammern unseres Gottes.“ (Augustinus).¹⁹

Lebendige Überlieferung? Menschen von heute sind „im Bild“

Im rechten Fenster sehen wir im rechten großen Bild (Bild 12), neben dem Abendmahl, den Weinheiligen Urban²¹, vor dem ein Winzer und eine Winzerin in den Wingerten arbeiten.

Urban ist hier als Bischof dargestellt, anders als in der Mittelheimer Statue, als Bischof von Langres in Burgund († um 450?). Möglicherweise wurde die Vita dieses zunächst lokalen



Abb. 12

„Bauernheiligen“, Festtag 23. 1., vermischt mit oder überwuchert von der des Papstes Urban († um 220), Festtag 25. 5. Die Wahl dieses Winzerpatrons mit dem Festtag im Mai hat sicherlich etwas mit der Jahreszeit zu tun: Der Sachsenspiegel von 1221/24 als bedeutendes Rechtsbuch des Mittelalters legt fest, daß derjenige, der bis zu diesem Tag (25. 5) Felder und Weinberge bestellt hatte, ein Anrecht auf die Früchte dieser Arbeit hatte – unabhängig davon, ob ihm das Land gehörte, auf dem sie wuchsen. Ein solcher bäuerlicher Lostag ist ein wichtiger Einschnitt im Jahreslauf – ähnlich wie der Martinstag. Und wie die Legende den Martin mit den Gänsen in Verbindung brachte, so erzählt sie auch von Urban, daß er sich einst vor Verfolgern zwischen Rebstöcken verbarg.

Ein vielstrophiges Prozessionslied aus Würzburg (1720 erstmalig gedruckt) sei hier in Auschnitten zitiert²²:

„Wir rufen an den theuren Mann,
St. Pabst Urban,
den Weinstock er behüten kan,
erzeig dein Güte,
den Weinstock behüte,
St. Pabst Urban.
...“

Den Wein hat Christus hoch geschätzt,
St. Pabst Urban,
das Sacrament drinn eingesetzt,
erzeig dein ...“

Den Stock zu pflanzen ist mein Sinn,
will schneiden, hacken, hefften ihn,
erzeig dein ...“

Arbeiten will ich, daß ich schwitz,
St. Pabst Urban,
ausstehen des Tages Last und Hitz,
erzeig dein ...“

Daß wenn der Tag wird nehmen ab,
St. Pabst Urban,
den Groschen zu empfangen hab,
erzeig dein ...“

Auf viele Bräuche, wie das „kultische Bad“ – das Eintauchen der Statue in Wasser im Fall schlechten, nassen Wetters – sei hier nicht näher eingegangen.

So unsicher Überlieferung und Zusammenhänge dabei auch sind, die Winzerinnen und Winzer, die sich unter der Urbansfahne alljährlich zum Erntedank im Kloster Eberbach versammeln und dabei die Urbansspende in Form von etwa 4000 Flaschen Wein mitbringen, wissen: Nicht alles ist machbar, Wein ist „Frucht des Weinstocks und der menschlichen Arbeit“. Und nach getaner Arbeit danken sie dem, der diese herrliche Gabe wachsen und gedeihen läßt.

Das Bild im Eltviller Fenster erinnert daran: Sie sollen sich in eine Tradition stellen, in einen „Bewußtseinszusammenhang“; sie sollen sich zu einem Weltbild bekennen, das in den Dingen mehr sieht als ihre materielle Erscheinungsform und hinter den Dingen den Schöpfer. Indem sie sich, wie die Winzerin und der Winzer neben St. Urban, in dieses Bild setzen, sind Menschen von Heute im doppelten Sinne „im Bild“.

Josef Staab²³ hat darauf hingewiesen, daß uns der Bedeutungswandel des Wortes „Kultur“ (von lat. colere) erschließt, wie die Menschen zunächst den Boden bearbeiten und dabei alle Mühe auf die Sicherung der elementaren Bedürfnisse verwenden müssen (colere = bearbeiten): Ihr Blick haftet am Boden. Dann werden die Menschen seßhaft, ein- und mehrjährige Kulturen erfordern das (colere = bewohnen). Sie möchten ihren Lebensraum schön gestalten (colere = schmücken). Schließlich können sie ihre Augen vom Boden, von der harten Arbeit erheben und erkennen, daß nichts selbstverständlich gedeiht und reift und danken dem Schöpfer der guten Gaben (colere = [Gott] ehren).

Die Bilder um den Wein sind und machen transparent – sie lassen etwas durchscheinen und tun es hoffentlich noch lange. Sie erzählen von Geschenk und Gefahr, von Freud' und Leid und machen deutlich, wie nahe Fülle des Lebens und enttäuschte Liebe beieinander liegen. Sie verschweigen nicht Schuld und Gericht, aber sie sprechen auch davon, daß all dies, im doppelten Sinn des Wortes, letztlich „gut aufgehoben“ ist in der Hand Gottes.

„Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde... Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem... Und ich hörte eine große

Stimme von dem Thron her, die sprach: „Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen!“ Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren

Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das erste ist vergangen. Und der auf dem Thron saß, sprach: „Siehe, ich mache alles neu!““ (Apk 21, aus 1–5)

Zur Person des an Weihnachten 1993 allzu früh verstorbenen Künstlers Jupp Jost:

1920	geboren in Hattersheim/Main
ab 1938	Studium an der Staatlichen Hochschule für Bildende Künste Frankfurt (Städelschule)
seit 1950	freiberuflicher Künstler; Arbeiten in Malerei, Glas, Mosaik, Guß und Edelstahl in öffentlichen Gebäuden für Staat, Kirche und Industrie im In- und Ausland
ab 1976	Lehrtätigkeit an der Johannes Gutenberg Universität in Mainz, Fachbereich Bildende Kunst
ab 1981	Vertretung eines Lehrstuhls für freie und angewandte Malerei, Glasmalerei und Mosaik

Literatur

1. Hans Kremer, Die Pfarrkirche St. Peter und Paul in Eltville. Kunst, Geschichte und Bedeutung. Eltville 1994. S. 89f, S. 91f. Darin auch ein Beitrag von Pfarrer Herbert Michel über die Fenster von J. Jost, S. 94–96.
2. Vgl. z. B. W. Steigelmann, Der Wein in der Bibel. Neustadt/Weinstraße 1971. Otto Böcher, Der Wein in der Bibel. Grünstadt.
3. Pfarrspiegel Gemeinde St. Peter und Paul Eltville.
4. Kopie einer handschriftlichen Notiz des Künstlers; frdl. Mitteilung von Pfarrer Michel, Eltville.
5. Th. Mann, in: Adel des Geistes. Frankfurt 1959. S. 523.
6. Alle Bibeltexte sind zitiert nach: Die Bibel mit Erklärungen. Nach der Übersetzung Martin Luthers. Evangelische Haupt-Bibelgesellschaft zu Berlin und Altenburg 1989. Bei einigen Erläuterungen zu den Texten folgen wir Randglossen dieser Ausgabe.
7. Die Fluch- und Segensworte Noahs werden als Versuche gedeutet, die gewachsenen Herrschaftsverhältnisse erzählend zu begründen: Sem steht für Israel; die Kanaanäner, vertreten durch Ham, sind den Israeliten frönpflichtig geworden, und die Philister, für die Japheth steht, sind besiegt und dann eingegliedert worden.
8. J. W. von Goethe, Sankt-Rochusfest zu Bingen. Am 16. August 1814. Zitiert nach: Richard Klapheck, Goethe und das Rheinland. Düsseldorf 1932, Nachdruck 1982, Seite 148.
9. Vgl. Aloys Thomas, Lit. 16; zum Thema „Kundschafter“ 97 ff. S. auch Lexikon der christlichen Ikonographie, Freiburg 1970, Band 2, S. 700 ff.
10. Laib, Schwarz: Biblia Pauperum. Nach dem Original in der Lyceumbibliothek zu Konstanz... Freiburg 1892, Tab. 5 und Erläuterungen hierzu (Kap. IX).
11. Markus Berve, Die Armenbibel. Herkunft-Gestalt-Typologie. Dargestellt anhand von Miniaturen aus der Handschrift Cpg 148 der Universitätsbibliothek Heidelberg. Beuron 1989², S. 46.
12. Handschriftliche Notiz von J. Jost, vgl. 4.
13. René Girard, Das Ende der Gewalt. Herder Freiburg 1983.
14. Friedrich Weinreb, Der göttliche Bauplan der Welt. Zürich 1969², S. 249f. Weinreb deutet die Buchstaben des hebräischen Alphabets als Zahlen. Die Zahlwerte für Wein und Brot ergeben, addiert, den Zahlwert von pesach. Für ihn ist diese Mahlzeit Zeichen der Heiligung der Welt, „eine Aufgabe des Menschen, damit er lebend“ den Exodus mitmachen kann.
15. Für diese und viele weitere Hinweise, gute Gedanken und Gespräche danke ich Herrn Wilhelm Will, Geisenheim.
16. Aloys Thomas, Christus in der Kelter, Düsseldorf 1936, ND Schwann Verlag 1981. Vgl. auch Staab, Lit. 19.
17. Die italienische Sprache hat ein ähnliches Bild – wer im Schlaraffenland lebt, kann „legare le vigne con le salchiche“ – die Reben mit Würsten anheften.
18. Vgl. Siegfried Schott, Weinbau im alten Ägypten. In: Deutsche Wein-Zeitung 84, 330–333 (1948).
19. J. Staab, Die Kelter – Gefäß – Maschine – Symbol. Rheingauer Heimatbrief 62, 2–4 (1967) zitiert Augustinus, Enarratio in Psalmum LXXXIII.
20. Vgl. Aloys Thomas, Lit 16, S. 71.
21. Werner Lühmann, St. Urban. Beiträge zur Vita und Legende, zum Brauchtum und zur Ikonographie. Würzburg 1968.
22. S. Lit. 21, S. 92 ff.
23. Gemeinde Kiedrich (Hrsg.): Josef Staab, Kiedrich im Rheingau. Eine kulturhistorische Studie. 1973.

Eberbach in schwerer Zeit

Der „Verein zur Erhaltung und baulichen Wiederherstellung des Klosters Eberbach im Rheingau“ von 1922

Seit 1983 gibt es den „Freundeskreis Kloster Eberbach“, der sich um das kulturelle Erbe des 1136 gegründeten und 1803 aufgehobenen Zisterzienserklosters Eberbach im Rheingau bemüht. Daß schon in früherer Zeit ein ähnlicher Verein existiert hat oder doch im Entstehen begriffen war, ist weithin unbekannt. Die Anfänge dieses „Vereins zur Erhaltung und baulichen Wiederherstellung des Klosters Eberbach im Rheingau“ – so lautete sein allerdings schwankender Name – fallen in die politisch und wirtschaftlich höchst unruhigen Jahre unmittelbar nach dem 1. Weltkrieg.

Die Klostergebäude befanden sich zu dieser Zeit in einem beklagenswerten Zustand. Seit der Aufhebung des Klosters 1803 zählte die weitläufige Anlage immer mehrere sehr unterschiedliche Nutzer, deren Interesse an einer baulichen Unterhaltung insgesamt nur gering war.¹ Ab etwa 1880 nahm diese Einstellung bedenkliche Formen an. Wesentliche Teile der Gebäude wurden von der preußischen Justizverwaltung für eine Strafanstalt genutzt. Da aber ein Neubau für die Strafanstalt in Freidenz fest geplant war, sah das zuständige Justizministerium keinen Anlaß, für den baulichen Unterhalt der von ihm genutzten Klostergebäude in Eberbach auch nur das geringste zu tun. Im Jahr 1912 endlich konnte die Strafanstalt nach Freidenz umziehen. Nun erst kam die gesamte Klosteranlage in eine Hand, nämlich jene der staatlichen Weinbaudomäne und des ihr vorgesetzten preußischen Ministeriums für Landwirtschaft, Domänen und Forsten. Eigentlich wäre jetzt eine Generalsanierung fällig gewesen. Da ergab sich überraschend die Möglichkeit, die neu gewonnenen Gebäudeteile, die von der Weinbaudomäne selbst nicht genutzt werden konnten, an das Mili-

tär zu vermieten. Dieses richtete 1914 ein Militärgenesungsheim in Eberbach ein. Die gefundene Lösung brachte zwar nicht die notwendige Sanierung, sicherte aber wenigstens den Erhalt der Gebäude durch eine fortlaufende Nutzung. Mit dem Ende des Weltkrieges fand aber auch diese Episode ihren Abschluß. Seit 1918 verfügte die Weinbaudomäne wieder alleine über einen riesigen, in weiten Teilen jedoch leerstehenden Gebäudekomplex, der zudem dringend sanierungsbedürftig war.

Leiter der preußischen Weinbaudomäne Eltvile und deren Kellerei in Kloster Eberbach war seit 1918 Rudolf Wilhelm Gareis.² Bei seiner Berufung zählte er 41 Jahre. Er sollte dieses Amt über alle politischen Wirren einschließlich der NS-Zeit hinweg bis zum Jahr 1949 ausüben. Gareis war in hohem Maße an dem baulichen Erhalt von Eberbach interessiert, ja er sah darin eine persönliche Herausforderung. Zudem war ihm ganz im modernen Sinne an einer touristischen Förderung des Kunstobjekts Eberbach gelegen, die über die Vermarktung seiner Weine weit hinausging. So wurde beispielsweise ein „Kastellan“ auf sein Betreiben hin eingestellt, der regelmäßig Führungen durch das Kloster anbot. In einem Zwinger konnte auf seine Veranlassung gegen Eintritt das Wappentier, ein Wildschwein, besichtigt werden.

Es war nun auch die Idee von Rudolf Gareis, mit Hilfe eines Vereins das Kulturdenkmal Kloster Eberbach in den Blickpunkt der Öffentlichkeit zu rücken und die bauliche Erhaltung zu fördern.³ Dabei wollte er gezielt gesellschaftlich führende und kulturell interessierte Persönlichkeiten des Rheingaus und seiner Nachbarschaft ansprechen. Die zu diesem Anlaß zusammengestellte Liste von

rund 60 Personen vermittelt einen bemerkenswerten Einblick in die kulturell führenden Kreise des Rheingaus der 1920er Jahre. Am 5. Januar 1922 traf man sich im Kloster Eberbach, um über die Vereinsgründung zu beratschlagen. Rund 30 „Kunstfreunde“, wie es in der Presse hieß, folgten der Einladung. Weitere bezeugten schriftlich ihr Interesse, sahen sich aber aus Termingründen am Kommen gehindert. Es wurde ein vorbereitender Ausschuß gebildet, bestehend aus Forstrat Dr. Milani, Magistratsmitglied Dr. Kornbusch, Stadtverordneter Dr. Usinger – alle aus Eltville –, Fabrikant Krayer aus Winkel sowie Dr. Kutsch, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Landesmuseum in Wiesbaden.⁴ Von den am 5. Januar 1922 Anwesenden erklärten 22 schriftlich ihre Bereitschaft, dem neuen Verein beizutreten. In der Reihenfolge der erhaltenen Unterschriftenliste waren diese: Dr. Muth, Direktor, Geisenheim; Dr. Milani, Forstmeister, Eltville; Hans Krayer, Winkel; Dr. Welty, Eltville; Gustav Stallforth, Marburg/Lahn; Schwarz, Administrator, Erbach i. Rh.; Felix Stallfort, Erbach i. Rh.; Arnold Retzlaff, Mainz; C. Kuetgens, Neuhoef; J. Fischer, Hof Steinheim b. Eltville; Karl Klein, Johannisberg; H. Kohlhaas, Erbach i. Rh.; Ch. H. Lang, Rechtsanwalt und Notar, Eltville; Dr. E. Kornbusch, Eltville; Fritz Schmidt, Eltville; v. Oetinger, Erbach i. Rh.; G. R. Seebacher, Erbach i. Rh.; Germersheimer, Amtsgerichtsrat, Eltville; Gross, Forstmeister, Geisenheim; Prof. Dr. Lüstner, Geisenheim; Gustav Hoehl, Geisenheim; Major Grimm, Johannisberg.⁵

Geistiger Kopf des geplanten Vereins war jedoch unstrittig der Domänendirektor Rudolf Gareis. Dieser fühlte sich für Eberbach alleine zuständig und betrachtete alle sonstigen Aktivitäten außerhalb seines Dienstbereichs zugunsten von Eberbach mit Mißtrauen. So stieß beispielsweise ein Gutachten des bekannten Frankfurter Lokal- und Kunsthistorikers Friedrich Lübbecke aus dem Jahre 1921, gedruckt unter dem Titel „Vorläufige Anregungen zur Erhaltung und Wiederherstellung des Klosters Eberbach im Rheingau“, bei ihm auf deutliche Ablehnung. Auch sah er in der „Bezirkskommission zur Erforschung und Erhaltung der Denkmäler im Regierungsbezirk Wiesbaden“ in gewissem Sinne ein Konkur-

renzunternehmen, das es in den geplanten Verein einzubinden galt. Dieses Gremium hatte sich bereits Ende 1921 mit dem Thema Eberbach ausführlicher befaßt. Man tagte auch wiederholt in Eberbach, um ebenfalls eine Renovierung des Klosters voranzutreiben. Dabei wurde eine Zusammenarbeit mit dem neuen Verein beschlossen.

Eine Satzung des Vereins, der im übrigen in Wiesbaden, dem Verwaltungsmittelpunkt des Regierungsbezirks, seinen Sitz haben sollte, lag offensichtlich bereits bei der Gründungsversammlung im Entwurf vor. Das erklärte Ziel des Vereins sollte es danach sein, „im Interesse der Allgemeinheit des deutschen Volkes“ bei der Erhaltung und baulichen Wiederherstellung des Klosters Eberbach im Rheingau mitzuwirken. Man hoffte, durch die Gewinnung von „Gönnern“ und „Patronen“, die zu erhöhten Mitgliedsbeiträgen und zu Stiftungen verpflichtet waren, größere Geldmittel zusammenzubringen. Auch war beispielsweise an die Durchführung von Lotterien zugunsten von Eberbach gedacht.

Bei diesem doch so hoffnungsvollen Stand der Dinge traten aber im Laufe des Jahres 1922 Verzögerungen ein, die immer wieder zu Nachfragen von Interessenten führten, ob der Verein nicht schon gegründet sei. Es taten sich eine Reihe von Widerständen auf, die eine formelle Vereinsgründung letztlich verhindert haben. Noch immer stand der Plan im Raum, in Eberbach wieder ein Kloster einzurichten.⁶ Seit der geglückten Wiederbesiedlung des Klosters Marienstatt im Westerwald durch den Zisterzienserorden im Jahr 1888 gab es eine fortwährende, auch in die Öffentlichkeit getragene Diskussion, ob nicht das gleiche auch in Eberbach möglich sei. Zunächst waren es nur einzelne Personen, allen voran der erste Abt von Marienstatt, Dominikus Willi, die sich für ein solches Projekt einsetzten. Willi vermochte sich vor allem während seiner Zeit als Bischof von Limburg 1898 bis 1913 mit seinen immer wieder vorgetragenen Forderungen doch einiges Gehör zu verschaffen. Selbst die preußische Bürokratie zeigte damals wohlwollendes Verständnis. Allerdings scheiterten alle Pläne bereits im Vorfeld an den Fragen, wie die zu erwartenden gewaltigen Kosten aufzubringen seien, vor allem aber daran, was mit der Weinbaudomäne in Eberbach gesche-

hen solle. So gab es vage Überlegungen, die Domäne nach Reichardshausen zu verlegen und das neue Kloster mit dem Gut Neuhof auszustatten. Daß die wertvollen Weinberge des alten Klosters nicht zurückgegeben werden konnten, war allen Beteiligten klar. Übereinstimmend sahen jedenfalls die an einer Wiederbesiedlung von Eberbach interessierten Kreise in der Weinbaudomäne das Haupthindernis und in der Person des Domänendirektors ihren Hauptgegner.

Bewegten sich alle Überlegungen bis dahin eher auf einer akademischen Ebene, gewann die mögliche Neugründung einer Zisterzienserabtei in Eberbach in den hektischen Jahren nach Kriegsende besonders 1921 und 1922 plötzlich einen ganz anderen Stellenwert. Denn die Partei des politischen Katholizismus, das Zentrum, nahm sich dieser Frage an und forderte durch einige führende Mitglieder vehement die Rückgabe des Klosters an den Zisterzienserorden. Das Zentrum bildete in dieser Zeit die alles beherrschende politische Kraft im Rheingau; bei den Reichstagswahlen 1920 errang die Partei dort beispielsweise einen Anteil von 56,5 % der Stimmen.⁷ Mit der eingängigen Parole „Der Kampf um Eberbach“ wurde das Thema nun vor allem publizistisch breitgetreten.

Zumindest im regionalen Bereich rückte der Domänenweinbaudirektor Rudolf Gareis in den Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion. Gareis machte keinen Hehl daraus, daß er der Wiederbesetzung von Eberbach durch einen Zisterzienserkonvent ablehnend gegenüberstand. In einer öffentlichen Erklärung brachte er dies 1922 zum Ausdruck. Gareis scheute sich auch nicht, seine vorgesetzten Dienststellen in seinem Sinne zu mobilisieren. In einem persönlichen Schreiben vom 9. Januar 1922 versicherte ihm der preußische Ministerpräsident Otto Braun seine Absicht, „das Kloster Eberbach unter allen Umständen seinem jetzigen Verwendungszweck zu erhalten“. Er werde seinen „Einfluß dahin geltend machen, daß diese Perle der Domänenweinbauverwaltung nicht entrisen und den Ordensbrüdern ausgeliefert wird“.⁸ Von seinen Gegnern wurde Gareis hingegen als „Taufsheinkatholik“ beschimpft. Als „Landfremder“ – er stammte aus Bayern – widersetzte er sich den Wünschen der Rheingauer.

Der Domänendirektor sah sich aber bezüglich Eberbach noch anderen Gefahren gegenüber, denn von allen Seiten richteten sich begehrlche Blicke auf die Klostergebäude. 1919 tauchte beispielsweise der Plan auf, eine französische Besatzungstruppe von 1000 Mann mit 600 Pferden nach Eberbach zu verlegen. Die unzureichenden Unterkunftsmöglichkeiten bereiteten diesen Überlegungen ein rasches Ende.⁹ Ernsthafter waren die Planungen, angesichts der nach dem verlorenen Krieg drückenden Flüchtlings- und Wohnungsnot im Kloster Klein- und Sozialwohnungen einzurichten. Aber auch diese Vorstellungen des Jahres 1921 kamen nicht über den Charakter von Gedankenspielen hinaus, lösten aber eine heftige Diskussion in der Öffentlichkeit aus. Auch wenn der Einbau von Kleinwohnungen in Eberbach letztlich verhindert wurde, lebten doch im Jahr 1924 beispielsweise 19 Familien mit 74 Personen im Kloster.¹⁰ Hingegen wurde der 1922 aufgekommene Plan zur Einrichtung einer Jugendherberge in Eberbach verwirklicht. Die Jugendherberge zog 1924 in einen separaten, inzwischen schon wieder abgerissenen Bau aus nassauischer Zeit, das sogenannte „Weibergefängnis“, ein. Domänendirektor Gareis war sich durchaus bewußt, daß eine sinnvolle Nutzung der leerstehenden Räume für die Erhaltung der Gebäude notwendig war. So gewährte er beispielsweise 1922 dem „Jungdeutschen Orden“ in Eberbach in einigen Räumen Gastrecht. Auch war der Aufbau eines historischen Weinmuseums geplant.

In den Augen seiner Gegner dienten alle diese Maßnahmen von Gareis nur dem einzigen Zweck, die Rückgabe des Klosters an den Zisterzienserorden zu verhindern. So ist es kein Wunder, daß auch die geplante Vereinsgründung Anfang des Jahres 1922 von interessierten Kreisen sogleich unter diesem Gesichtspunkt gesehen wurde. Daran konnte auch eine gut besuchte Pressekonferenz am 14. Januar im Kloster Eberbach, an der von Seiten des Vereins Dr. Kutsch, Dr. Milani, Prof. Lüstner und Direktor Gareis teilnahmen, nichts ändern. Das Ausschußmitglied des Vereins, Forstmeister Dr. Milani, bemerkte bereits am 26. Januar 1922 in einem Schreiben, die Vereinsangelegenheit sei angesichts der Aktivitäten der Zentrumspartei „im Begriff, auf ein totes Geleise

zu geraten“.¹¹ In mehreren Artikeln in der katholischen Presse, insbesondere in der Rheinischen Volkszeitung und in der Kölnischen Volkszeitung, wurden der Verein und seine Vertreter in den folgenden Wochen heftig angegriffen und ihnen vorgeworfen, sie wollten aus Kloster Eberbach eine Kunstreliquie machen.¹² „Der Kampf um Eberbach“ wurde nun sogar im Preußischen Landtag ausgefochten und gewann zunehmend an Schärfe.

Die massiven Angriffe mochten den Weinbaudirektor Gareis veranlaßt haben, die geplante Vereinsgründung zunächst noch hinauszuzögern. Ab Mitte des Jahres 1922 traten dann ganz andere Motive in den Vordergrund. Der scheinbar unaufhaltsam einsetzende Verfall der deutschen Währung, der zur Inflation von 1923 führte, machte schon im Sommer 1922 eine geordnete Sammlung von Geldern für die bauliche Sanierung von Eberbach illusorisch. Die Inflation wurde später als Hauptgrund für das Scheitern der geplanten Vereinsgründung angegeben.¹³ Aus dem gleichen Grund war aber auch der mögliche Rückkauf des Klosters durch den Zisterzienserorden hinfällig geworden. Die Idee wurde später nicht mehr ernsthaft aufgegriffen. Domänendirektor Gareis, Hauptbefürworter des Vereinsgedankens, drückten damals noch weitere Sorgen. Der im Januar 1923 einsetzende Kampf um die Reparationszahlungen an die französische Besatzungsmacht und die damit verbundene Rheinlandbesetzung durch die Franzosen veranlaßten ihn im Frühjahr 1923, die gesamten Weinvorräte der Domäne, insbesondere die hervorragenden Weine der Jahrgänge 1920 und 1921, vorzeitig an eine amerikanische Firma zu verkaufen, um sie vor dem Zugriff der Franzosen zu retten. Die Beschlagnahme des noch nicht ausgereiften Jahrgangs 1922 konnte er jedoch nicht verhindern.¹⁴ Damit im Zusammenhang wurde er von den Franzosen 1923 des Landes verwiesen (bis 1924).

Unter diesen Umständen war an die Gründung eines Vereins zugunsten von Kloster Eberbach beim besten Willen nicht mehr zu denken. Die Vorstellung, durch einen Förderverein Gelder für die Restaurierung von Eberbach zu beschaffen, wurde auch später noch gelegentlich aufgegriffen. Auf der Jahrestagung der Bezirkskommission zur Erforschung und Erhaltung der Denkmäler im Regie-

rungsbezirk Wiesbaden am 27. März 1925 wurde angeregt, einen Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz im Regierungsbezirk Wiesbaden nach dem Vorbild des gleichnamigen Vereins im Rheinland zu gründen, um die Gelder für die Sanierung von Kloster Eberbach zu beschaffen.¹⁵ Man überließ dies dann aber doch lieber dem Eigentümer. Zum Jahr 1926 setzten unter Leitung des Staatshochbauamtes Rüdesheim erste zögernde Sicherungsarbeiten ein, bis dann 1929 die erste grundlegende Sanierung von Kloster Eberbach seitens des preußischen Staates in Angriff genommen wurde.¹⁶ Sie dauerte bis 1938. Von einem Verein zur Unterstützung dieser Maßnahmen war hierbei keine Rede mehr. Die benötigten finanziellen Mittel waren einfach zu hoch, um von einem Verein auch nur in Teilen aufgebracht werden zu können.

Anmerkungen

¹ Vgl. hierzu im Überblick Heinemann, Hartmut: Ende und Neubeginn: Eberbach nach 1803. In: Eberbach im Rheingau. Zisterzienser – Kultur – Wein. Wiesbaden/Eltville 1986, S. 123 ff., besonders S. 129 ff.

² Vgl. den Artikel zu R. W. Gareis bei Claus, Paul u. a.: Persönlichkeiten der Weinkultur deutscher Sprache und Herkunft. Kurz-Biographien aus 16 Jahrhunderten. Wiesbaden 1991 (Schriften zur Weingeschichte 100), S. 36.

³ Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden (im folgenden HStAW) Abt. 454 Nr. 414. Dort befinden sich alle Unterlagen zu dem Verein, darunter auch persönliche Aufzeichnungen von Gareis. Es handelt sich um den Aktenbestand der Weinbaudomäne.

⁴ Rheinische Volkszeitung vom 7. und 11. 1. 1922.

⁵ HStAW Abt. 454 Nr. 414. Die Namen sind zum Teil nach der genannten Einladungsliste ergänzt.

⁶ Vgl. Roth, Hermann Josef: Versuche zur Wiederbelebung des Klosters Eberbach. In: Eberbach im Rheingau. Zisterzienser – Kultur – Wein. Wiesbaden/Eltville 1986, S. 131 ff.

⁷ Klein, Thomas: Die Hessen als Reichstagswähler. Tabellenwerk zur politischen Landesgeschichte 1867–1933, Bd. 2.2: Regierungsbezirk Wiesbaden. Marburg 1993 (Veröff. der Hist. Kommission für Hessen 51), S. 1634.

⁸ HStAW Abt. 454 Nr. 414.

⁹ HStAW Abt. 454 Nr. 412.

¹⁰ HStAW Abt. 454 Nr. 413.

¹¹ HStAW Abt. 454 Nr. 414.

¹² HStAW Abt. 454 Nr. 414, Anhang Zeitungsartikel.

¹³ Die Denkmalpflege im Regierungsbezirk Wiesbaden. Bericht des Bezirkskonservators über die Jahre 1929–1936, 1937, S. 36 f.

¹⁴ Gareis, (Rudolf): Die staatlichen Domänenweingüter im Rheingau. Ergänzende Ausführungen, (1931), S. 6.

¹⁵ Die Denkmalpflege im Regierungsbezirk Wiesbaden. Bericht des Bezirkskonservators über die Jahre 1924–1928, 1929, S. 8.

¹⁶ Denkmalpflege (wie Anm. 13), S. 35 ff.

Der philosophische Trinker

Lichtenberg als Piniker und Methyologe*

Georg Christoph Lichtenberg, 1742 geboren und als ordentlicher Professor der Philosophie in Göttingen 56jährig gestorben, gilt als einer der aufgeklärtesten Köpfe seiner Epoche: witzig und originell, phantasievoll, geistreich, von frappierender Vielseitigkeit. Vielseitig ist auch die Lichtenberg-Forschung, die sich inzwischen etabliert hat: Sie widmet sich ebenso den biographischen wie den philosophischen, mathematisch-naturwissenschaftlichen und literarischen Aspekten¹. Doch ist eine höchst eigenwillige und liebenswürdige Facette bis heute ohne Beachtung geblieben: seine Vorarbeiten zu einer wissenschaftlichen Trink- und Rauschlehre. Was als Thema der literarischen Gestaltung seit jeher beliebt gewesen ist – von launigen Trinkliedern bis zu melancholisch-symbolistischer Epik oder, um den Bogen sogleich zu exemplifizieren, von Lessings „Antwort eines trunknen Dichters“ bis hin zu Joseph Roths „Legende vom heiligen Trinker“ –, wollte Lichtenberg zu einem Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung erheben; mit den von ihm gebildeten Kunstwörtern „Pinik“ (von griech. *pinein*, „trinken“) und „Methyologie“ (von griech. *methúein*, „berauscht sein“) hat er sich um die terminologischen Grundlagen der neu zu begründenden Disziplinen bemüht². Allerdings entbehren seine pinisch-methyologischen Vorstudien der analytischen Ernsthaftigkeit, mit der beispielsweise Walter Benjamin die eigenen Drogenversuche unternommen und protokolliert hat³. Sie sind vielmehr von der für Lichtenbergs Denken eigentümlichen Schwebel- und Ambivalenz: engagiert, jedoch ironisch gebrochen; ein selbstbezogenes Spiel seines Geistes; unverbindlich und verbindlich zugleich.

Das Projekt einer wissenschaftlichen Pinik und Methyologie blieb, wie fast alle seiner literarischen Pläne⁴, Fragment. Es entspricht darin der

aphoristischen Form seiner Philosophie⁵. Ratsam erscheint eine dreifache Annäherung, dem klassischen aristotelischen Schema gemäß: von der Praxis über die Poiesis zur Theorie.

1. Lichtenbergs pinische Praxis

„Aufklärung aus dem Geist der Experimentalphysik“: Die von A. Schöne geprägte⁶, programmatische Formel charakterisiert treffsicher die Intention, der Lichtenbergs ganze wissenschaftliche Arbeit verpflichtet war. Wie überall, zielte er auch in den Vorarbeiten zu einer Trink- und Rauschlehre auf empirisch-experimentelle Verifikation. Wie überall, wußte er auch als Piniker und Methyologe stets, wovon er sprach. Für die Frage nach Lichtenbergs pinischer Praxis kommen als Quellen ein paar Notizen der Sudelbücher, vor allem aber das in den Bänden des „Königlich-Gross-Britannische[n] und Churfürstliche[n] Braunschweig-Lüneburgsche[n] Staatskalender[s]“ geführte und für die Jahre 1789 bis 1799 erhaltene persönliche Tagebuch in Betracht; dessen vollständige, kritische und kommentierte Edition bezeichnet in der Lichtenberg-Forschung noch immer ein dringliches Desiderat. –

Naheliegend ist bei Lichtenberg der Biergenuß. Den größeren Teil seines Lebens hat er in Göttingen, also außerhalb der deutschen Weinlandschaften, verbracht⁷, und aus den beiden England-Reisen⁸ ist ihm nicht allein eine lebenslange, mit den Jahren eher noch zu- als abnehmende Anglophilie, sondern auch die spezielle Vorliebe für das englische Bier zugewachsen: Er trinkt es mit besonderem Vergnügen⁹, bisweilen, ausweislich eines Tagebucheintrags vom 18. August 1793, auch zusammen mit seiner Frau¹⁰. Daß er in seiner Kammer einen Krug Bier stehen hat, scheint nicht ungewöhnlich zu sein: Als einmal die Januarkälte den Korken mit hefti-

gem Knall herausfliegen ließ, notierte er sich mit wissenschaftlicher Präzision das Ergebnis dieses unplanmäßigen physikalischen Experiments, ohne dessen Voraussetzung – das Vorhandensein eines Bierkrugs im Zimmer – als etwas irgend Außergewöhnliches kenntlich zu machen¹¹. Buchenswert war ihm bisweilen das Quantum des abendlichen Bierkonsums. „Viel Bier getrunken“¹², vermerkt dann lakonisch das Tagebuch¹³. Manchmal schien es ihm auch *zu* viel gewesen zu sein, so wenn sich als Folge „morgens Diarrhee“ einstellt¹⁴ oder andere, natürliche Reaktionen die Nacht überdauern: „Viel Bier vorige Nacht. [. . .] zittrig oho nimis!“¹⁵

Lieber als das Bier war ihm freilich der Wein. Zwar hatte er sich eine zeitlang als diätetische Selbstbeschränkung auferlegt, „keinen Wein bei Tische“ trinken zu wollen¹⁶. Doch wußte er für das, was er *bei* Tisch versäumt haben mochte, davor und danach sich schadlos zu halten: „Roten Wein vor Tisch und nach Tisch getrunken ohne Schaden“¹⁷. Aber auch sein „Gar nicht Trinken bei Tische“¹⁸ blieb keine unverbrüchliche Regel – „Ich trinke bei Tisch 3 Gläser Wein [. . .]. Abends 5 Gläser leichtes englisches Bier“, notiert er am 6. Januar 1793¹⁹ –, obschon er von ihrer gesundheitlichen Zuträglichkeit überzeugt blieb²⁰. Gelegentlich trank er ungarischen Tokaier²¹, doch Rheinwein zog er vor; an besonderen Tagen, etwa zum Christfest, gab es Niersteiner Wein, für den in Ober-Ramstadt und Darmstadt Aufgewachsenen eine jugendliche Reminiscenz²². Auch der Erbacher Marcobrunner findet einmal Erwähnung²³. Als etwas besonderes hat er selbstverständlich den „Franzwein“ geschätzt: burgundischen Rotwein²⁴ ebenso wie den Medoc, den ihm Dieterich, der Verleger und Freund, einmal zukommen ließ: „Der Medoc ist gestern von Einbeck gut angekommen und sogleich im Gewölbe beygesetzt worden, und sieht nun seiner Wiederaufstehung entgegen“²⁵.

Doch zumeist heißt es im Tagebuch ohne jede Spezifizierung nur: „mein roter Wein“. Er macht ihn heiter²⁶, auch lindert er die Erscheinungsformen seiner zunehmenden Hinfälligkeit²⁷. Mitunter verursacht oder verstärkt er aber auch seine Leiden²⁸, zumal wenn er verschiedene Sorten nebeneinander genießt und Bier noch dazu: „Sehr

elend im Unterleib vermutlich wegen des gestrigen 2erlei Weins und vielen Biertrinkens“²⁹.

Gelegentlich hat er, darf man dem Tagebuch glauben, „abends keinen Tropfen Wein“³⁰, ja sogar „den ganzen Tag keinen Wein getrunken“³¹ – eine offenbar erwähnenswerte Ausnahme von der sonst gültigen Regel. Überhaupt verbucht er zumeist nicht die Norm, sondern die Abnormität. „Abends nur 2 Gläser“, heißt es am 21. Februar 1794³². Manchmal war es auch, über das anscheinend Übliche hinausgehend, „etwas viel Wein“³³, „ziemlich viel Wein“³⁴, oder schlicht: „Viel Wein“³⁵. Was damit gemeint sein könnte, läßt eine Notiz erahnen, die in seinem Refugium, dem an der Weender Landstraße gelegenen Gartenhaus, zustande gekommen ist: „Vor 1/2 Stunde auf dem Garten angekommen. [. . .] 1 Bouteille Wein getrunken!!“³⁶ Man versteht, daß er an manchen Tagen „nicht so ganz richtig [ist] wegen des gestrigen Weins“³⁷.

Nicht ungerne trank Lichtenberg auch Schnaps und Likör. Anders als bei Bier und Wein, hat er diesen Genuß im Tagebuch stets in das griechische Wort *kéras* („Füllhorn“) verschlüsselt³⁸. *Kéras* konsumierte er mit Dieterich³⁹, seiner Frau⁴⁰, vor allem aber für sich allein. Er schätzte den Schnaps zumal als morgendliches Stimulans und pflegte auch in dieser Hinsicht eher die Abweichung denn die Regel zu protokollieren: wenn er sich einmal des *kéras* enthält⁴¹ oder nach einer Abstinenz wieder damit beginnt⁴². Oft heißt es jedoch nur lapidar: „*kéras*“⁴³, „ein wenig *kéras* des Morgens“⁴⁴, „etwas *kéras* des Morgens“⁴⁵, „etwas viel *kéras*“⁴⁶, „morgens viel *kéras*“⁴⁷. Nur gelegentlich wird die Herkunft erwähnt: so, offenbar als eine Delikatesse, „Breslauer *kéras*“⁴⁸, „*kéras* Dantiscum“⁴⁹ oder das ihm von Hachfeld verschaffte „Kirschen *kéras*“⁵⁰.

Am 9. August 1795 notiert Lichtenberg nicht ohne Stolz: „Schwerer Sieg über *kéras*, aber complet“⁵¹. Doch der schwere Sieg ist nicht von Dauer gewesen. „Etwas *kéras*“ war und blieb ihm ein ungerne entbehrtes Lebenselixier:

So eben komme ich auf dem Garten an, sehr vergnügt und fühle mich recht leicht. Gottlob. etwas *kéras* freilich ohne das ist nichts in der Welt für mich wenigstens.⁵²

Unüberhörbar ist seine Freude, wenn ihm „meine

liebe Frau“ oder auch andere, seine ablehnende Weisung ignorierend, immer wieder dazu verhelfen⁵³.

Die geistigen Getränke kamen, wie er glaubte, seiner körperlichen Stabilisierung zugute. Nicht minder beflügelten sie aber auch seinen Geist und zumal seine literarische Produktion. Für die Verrichtung einer Arbeit über Kopernikus nimmt er sogleich die Bouteille Champagner, die ihm Dieterich verschafft hat, zu Hilfe⁵⁴. Sein berühmt gewordener Kalenderartikel „Warum hat Deutschland noch kein großes öffentliches Seebad?“⁵⁵ ist – und gewiß nicht er allein – mit „viel Wein“ entstanden⁵⁶. Und wenn es einmal zu viel gewesen ist, wird selbst dies noch mit der Gewissenhaftigkeit des naturwissenschaftlichen (Selbst-)Beobachters protokolliert. Eine – nicht allzu geistreiche – Notiz des Sudelbuchs F schließt mit dem lapidaren Vermerk „drunk“⁵⁷. Eine ähnlich triviale Überlegung quittiert er, dabei abermals ins Englische wechselnd, entsprechend: „Thought in great *kéras* of the garden 17. 1. 1789“⁵⁸.

2. Lichtenbergs pinische Poiesis

In aller Regel steht, kaum überraschend, die pinische Poiesis in unmittelbarem Bezug zur pinischen Praxis. Nicht selten ist sie auch aus dieser erwachsen. Gemäß dem allgemeinen poetischen Brauch, hat Lichtenberg zwar in der pinischen Praxis eine gewisse Bandbreite der methysischen Objekte durchaus geschätzt, jedoch für die Praxis der Poiesis allein den Wein als würdig erachtet. Allerdings ist der Umfang seines einschlägigen literarisch-lyrischen Oeuvres äußerst bescheiden.

Neben einigen beiläufigen, literarisch unbedeutenden Reimereien⁵⁹ ist eine längere „Poetische Epistel“ auf uns gekommen, in der einige Trink-Regeln in Reime gefaßt sind, wenn auch nicht überall, wie es scheint, auf die glücklichste Weise⁶⁰. Ferner haben sich aus Lichtenbergs Feder eine Handvoll pinischer Stammbuchverse erhalten⁶¹. Hübsch sind einige Beispiele der kleineren Form; etwa dies:

Die Champagner-Bouteille im Kühlfaß
So lang' ich fest steh', steht mein Herr;
So bald ich tanze, tanzt auch er;
Kaum tauml' ich um und lege mich,
So taumelt Er und legt auch Sich.⁶²

Wie andere neben ihm, hat sich auch Lichtenberg vom biblischen Noah zu einigen pinischen Versen inspirieren lassen:

Noah der Stifter der zweiten Sündflut
Der Wasserflut entging der brave Mann,
Und baute drauf den Weinstock an,
Und öffnete dadurch den Quell der zweiten
Flut,
Die mehr als jene erste tut.⁶³

Bemerkenswert ist überdies, daß Lichtenberg jenen alten Vers, den man, beginnend, wenn ich nicht irre, mit Johann Heinrich Voß, dem Reformator zuzuschreiben pflegt, ohne ihn in dessen Oeuvre bis heute verifizieren zu können⁶⁴, nicht nur als einen Luthervers registriert, sondern zugleich im eigenen Geist noch fortgesetzt hat:

Luther sagt bekanntlich:
Wer nicht liebt Wein, und Weiber und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang.
Doch muß man hierbei nicht vergessen
hinzu[zu]setzen:
Doch ist, daß er ein Freund von Weibern,
Sang und Krug ist,
Noch kein Beweis, daß er deswegen klug
ist.⁶⁵

Das zweifellos Beste, was Lichtenberg an pinischer Lyrik hervorgebracht hat – glänzend in der formalen Gestaltung wie, dies vor allem, in seiner treffsicheren Metaphorik –, ist das zum Jahresbeginn 1773 „dem Herrn Dr Stiehle in Osnabrück“ zugeeignete Neujahrs-Lied⁶⁶:

Das alte Faß ist ausgetrunken,
Der Himmel steckt ein neues an,
Wie mancher ist vom Stuhl gesunken,
Der nun nicht mit uns trinken kann.
Doch ihr, die ihr, wie wir beim alten,
Mit so viel Ehren ausgehalten,
Geschwind die alten Gläser leer
Und setzt euch zu den neuen hier!

Dir, Freund, der mit der Jugend Feuer
Des Alters Tugenden verbindet
Und zwischen Akten und der Leier
Auf Lieder für die Freundschaft sinnt,
Bring ich dies Glas, komm, laß uns trinken,
Bis wir zu unsern Vätern sinken,
Des Deutschen Wein und Redlichkeit
Noch lange so getreu wie heut.

3. Lichtenbergs pinische Theorie

Für das Projekt einer Trink- und Rauschlehre lassen sich bei Lichtenberg verschiedene Elemente der Theoriebildung unterscheiden. Den Anfang machen auch hier *einzelne* Beobachtungen und Überlegungen zum Thema, ob nun zu dessen spezifisch deutschem Charakter⁶⁷ oder zu seiner moralischen Rehabilitierung – der Wein verführe nicht nur zu bösen Taten, sondern reize überhaupt zur Wirksamkeit, im Bösen wie im Guten⁶⁸ –, zu den physischen⁶⁹ und physiologischen Voraussetzungen des Trinkens⁷⁰ oder zu der Möglichkeit einer chemischen Beschleunigung des Gärungsprozesses⁷¹.

Daneben scheint das pinisch-methylogische Thema immer wieder in witzigen Einfällen auf, die, dem Lichtenbergschen Begriff des Witzes entsprechend⁷², durch die überraschende Kombination zweier Elemente ein noetisches Innovationspotential freisetzen können. Das läßt sich bei der methylogisch-metaphorischen Inanspruchnahme der bei Tieren zuweilen auftretenden Superfötation⁷³ ebenso beobachten wie an seinen Entwürfen und Interpretationen von Wirtshausschildern⁷⁴ und vielen anderen Beispielen mehr⁷⁵. Als eine besondere Spielart hat dabei die Form des Bonmots zu gelten, in der Lichtenberg eine „witzige“ Kombination immer wieder zuspitzt und extrapoliert; etwa: „Ich habe Leute gekannt, die haben heimlich getrunken und sind öffentlich besoffen gewesen“⁷⁶. Oder: „Mit dem Wein, der nun nicht mehr in den Bouteillen, sondern im Kopf war, gingen sie auf die Straße“⁷⁷. Oder auch: „Wenn die Rhein- und Mosel-Weine gut sein sollen, so ist es nötig, daß so wenig vom Rhein und der Mosel selbst hineinfließe, als möglich ist“⁷⁸. Der von Lichtenberg in Gestalt einer Sammlung von 144 Redensarten, welche den Zustand des Berauschtseins bezeichnen, 1773 veröffentlichte „Patriotische Beitrag zur Methylogie der Deutschen“, der durch eine entsprechende, wenn auch wesentlich kleinere Anthologie des Engländers T. Norworth angeregt worden ist⁷⁹, gehört ebenfalls dem genannten Zusammenhang an.

In diesen auf das Konkret-Individuelle zielenden Formen ist nun freilich ein übergreifendes systematisches Interesse noch ebensowenig

erkennbar wie in den wenigen Beispielen einer aus dem Bereich der Pinik geschöpften politisch-religiösen Metaphorik, die bei Lichtenberg zu beobachten sind⁸⁰. Ein immer wieder variiierend erprobter Gedanke begegnet demgegenüber als ein Motiv ironisch-despektierlicher Literaturkritik: Die deutschen Schriftsteller benebelten sich mit alkoholischen Getränken⁸¹, und nach wie vor erhitzten sich hierzulande durch „Franzwein“ die Poeten⁸². Instruktiv ist auch die anglophile Spielart des Themas. Mit wachem Interesse hat Lichtenberg die speziellen Erscheinungsformen der pinischen Praxis in England notiert: Während sich die intellektuelle Elite standesgemäß zu vergnügen wisse⁸³, stehe unter dem gemeinen Volk der Porter – dunkles, billiges Bier – als ein konsolatorisches Opiat in regem Gebrauch⁸⁴.

Sieht man von derlei Äußerungen ab und beschränkt sich auf die ausdrücklichen Reflexionen zu einer pinisch-methylogischen Theorie, so kommen dafür bei Lichtenberg lediglich knapp zwei Dutzend Sudelbuch-Einträge, vermehrt um einzelne andere Texte, in Betracht. Sie entstammen vorwiegend den frühen 1770 Jahren, also den Notizen des etwa Dreißigjährigen, begegnen aber vereinzelt bis in die späteste Zeit⁸⁵. Das zentrale Motiv der pinischen Bemühungen Lichtenbergs liegt zweifellos in dem Wunsch, die „viele[n] Anweisungen, den Wein recht zu bauen“, endlich durch entsprechende Regeln, „ihn recht zu trinken“, ergänzt zu sehen⁸⁶. Für den sachgemäßen Anbau des Weins wie für seinen sachgemäßen Genuß vermutet Lichtenberg eine analoge Bedingung: „Er wächst nur gut unter dem Schutz eines sanften Himmels, und ähnliche Seelen müssen diejenigen haben, die ihn am besten trinken“⁸⁷. Mit deutlichem Nachdruck fügt Lichtenberg an, daß für ihn das rechte, gute Trinken zu allerletzt eine Frage der Quantität und individuellen Fassungskraft sei⁸⁸. Denn das grobe, „saufrüderliche“⁸⁹ Gebahren, das seine Helden alsbald Geheimnisse und Wein speien läßt⁹⁰, war ihm verhaßt⁹¹. Ihm kam es gerade auf den Unterschied an, der das rechte Trinken von den ordinären „6-Batzen-Wein-Gelagen“⁹² toto coelo geschieden sein läßt. *Rechtes* Trinken erwies sich für ihn nicht in der physischen, sondern in der psychischen Trinkfestigkeit⁹³.

Natürlich sah und würdigte Lichtenberg auch die physische Seite. Sie galt ihm gleichsam als des Trinkens „mechanischer Teil“. Erst wenn dazu der „dichterische Teil“ noch hinzutrat, schien ihm gegeben, was im philosophischen Sinn „Trinken“ genannt zu werden verdient. Diese strukturelle Dichotomie teilte in seinen Augen das Trinken mit Dichtung und Malerei⁹⁴: Nur wo das Zusammenspiel glückte, wurde das Malen und Dichten und Trinken zur Kunst. Insofern können durchaus „tausend Menschen [...] jährlich (sterben) bloß weil sie nicht dursten konnten, ohne doch jemals einen Tropfen auf diese Art getrunken zu haben, so wie es ehrliche Väter von 10 Kindern gibt die nie die Liebe geschmeckt haben“⁹⁵.

In definitorischer Klarheit skizziert Lichtenberg demgegenüber die Prolegomena einer jeden künftigen Pinik und Methyologie, die als Wissenschaft wird auftreten können:

Trinken *pînein* heiße ich hier überhaupt mit offenen Sinnen und zur guten Stunde einen Zug tun der mit einer solchen Zauberkraft auf unser Innerstes auffällt und alle Seelenkräfte zu einem Freudenfeste versammelt bei dem die strengste Vernunft Feier-Abend macht; es geschehe nun dieser Zug aus der Bouteille [...] oder beim Mondenlicht aus einer mit Blütengerüchen geschwängerten Luft, ganz allein, wie Agathon, ehe ihn Danae in Dienste nahm, oder in Gesellschaft wie er bald hernach Gelegenheit hatte. Daher nenne ich Rausch den Zustand sanfter Empfindlichkeit, in welchem jedem äußern Eindruck neue unaussprechliche Gedanken korrespondieren, oder jenen Zustand wollüstiger Ruhe, der nicht sowohl die Wirkung einer verdauten Philosophie, als vielmehr eines glücklichen ungefähren Zugs [...] ist.⁹⁶

Als wahrhaft philosophische Themen gelten ihm darum die so verstandene Pinik und Methyologie. Mit euphorischem Pathos wirbt er für die neuen Wissenschaften um Immatrikulation:

Es sind wenig Dinge in der Welt, die eines Philosophen so würdig sind, als die Flasche, die cum spe divite durch die Gurgel eines Liebhabers oder eines Dichters fließt. [...] O jenseit der Bouteille wie viel ist nicht da. Gebraucht es, Menschen, als Philosophen und

lernt erkennen was Wein ist. Wie sich verhält tierischer Genuß zum platonischen [...] Genuß, so der Rausch des Fuhrmanns und des Tambours zu einer Verfassung, die vor dem unplatonischen Rausch vorhergeht, als die feine Liebe vor dem noch zweifelhaften Genuß, und für welche ich nun kein Wort wegen will.⁹⁷

Bemerkenswert ist daran nicht zuletzt die von Lichtenberg auch sonst gelegentlich bemühte, mit der Unterscheidung von mechanischem und dichterischem Teil korrespondierende Antithese von tierischem und platonischem Genuß⁹⁸. Nicht ohne Sinn und Grund kehrt sie in seinen hinterlassenen „Kunkeliana“ wieder, den berühmten Fragmenten eines Romans, der den Göttinger Antiquar Jonas Kunkel, genauer: dessen nicht gelebte, gleichsam potentielle Biographie, hätte darstellen sollen. Hier heißt es entsprechend: „Es gibt eine Art Wein zu trinken, die sich zu der gewöhnlichen niedrigen, die der Deutsche mit Saufen bezeichnet, eben so verhält, wie die platonische Liebe zu der tierischen“⁹⁹. In diesem Fall ist die Bemerkung durch Kunkels Gemahlin veranlaßt; von ihr sei der ganzen Stadt hinterbracht worden, er, Kunkel, trinke „wie ein Vieh“. Lichtenberg, der designierte Biograph, reagiert in pinischer Souveränität: „Wie wenn Kunkels Frau zu wenig getrunken hätte? Ist Nüchternheit eine billige Richterin für den Trinker?“¹⁰⁰ So nimmt es nicht wunder, daß Lichtenberg seinen Helden, den als viehischen Trinker denunzierten Kunkel, am Ende gar wissenschaftstheoretisch rehabilitiert:

Kunkels Neigung zum Trunke wird man [...] vielleicht in späteren Zeiten Genie zu einer noch nicht entwickelten Wissenschaft nennen, so wie unsere Zeiten die Zauberer, Empedokles, Faust und Roger Baco als große Geister verehren. Warum vermehrt die Natur den Wein in einer Proportion, die gar nicht der Vermehrung der Menschen entspricht? bloß um durch eine mehr sublimierte Nahrung die nun schon seit 5000 Jahren fallenden Kräfte der menschlichen Natur plötzlich wieder auf die erste Stufe zu stellen, und gleichsam aufzuwinden, daß sie hernach wieder 5 andere tausend Jahre, ohne sich zu verlieren, fallen könne. Was kann Kunkel dazu, daß dieser

Trieb zur Erhöhung in ihm sich in einem Jahrhundert regte, da er in dem meisten Teile der Menschen noch etwas mehr schlief.¹⁰¹

Es sind, übersieht man das Ganze, vor allem drei Funktionen, die Lichtenberg in den Vorstudien zu einer wissenschaftlichen Pinik für das Trinken freigelegt hat. Deren erste betrifft die psychotherapeutische Heilkraft des Weines, dessen spezifisch quietistische Wirkung es allerdings rasm erscheinen läßt, sich seiner erst in der die midlife-crisis ankündigenden lebensgeschichtlichen Periode als eines psychopharmakologischen Mediums bedienen zu wollen:

Trinken, wenn es nicht vor dem fünf und dreißigsten Jahre geschieht, ist nicht so sehr zu tadlen, als sich viele von meinen Lesern vorstellen werden. Dieses ist ohngefähr die Zeit, da der Mensch aus den Irrgängen seines Lebens heraus auf die Ebene tritt in welcher er seine künftige Bahn von nun an offen vor sich hinlaufen sieht. Er ist betrübt, wenn er alsdann erst sieht, daß es die rechte nicht ist, eine andre zu suchen, wenn er nicht sehr gut zu Fuß ist, ist gemeinlich zu spät. Ist diese Entdeckung mit einer Unruhe verknüpft, so hat man durch die Erfahrung befunden, daß der Wein zuweilen Wunder tut, fünf bis sechs Gläser bis an die Spes dives des Horaz getrunken, gibt nun dem Menschen die Lage die er verfehlt hat, das Gesinnungen-System findet alles Äußere mit seinem angenehmsten Stande harmonisch, wo Prospekte verbaut sind, da reißt die Seele ein, und überall schafft sie sich die schönste Perspektive, von dem reinsten rosafarbenen Lichte erhellt, oder dem erquickendsten Grün das nur ein Auge zur Stärkung und eine Seele zur angenehmsten Füllung verlangen kann.¹⁰²

Die zweite der von Lichtenberg herausgearbeiteten Funktionen des Weins liegt in seiner die „combinatio idearum“, also die spezifische Erkenntnisleistung des Witzes befördernden Kraft: „Man muß zuweilen trinken um den Ideen, die in eines Gehirn liegen, und den Falten mehr Geschmeidigkeit zu geben, und die alten Falten wieder hervor zu rufen“¹⁰³. Anders als die Schriftsteller und Poeten, die den Wein nur als ein Surrogat für fehlende Naturkräfte mißbrauchen und darum allenfalls literarische „Weingeschöpfe“

hervorbringen¹⁰⁴, kann ein philosophisches, nämlich pinisch reflektiertes Trinken die *eigenen* Kräfte fördern und steigern. So hat es der Schriftsteller Lichtenberg bisweilen selber geübt, und gleiches unterstellt er dem Dichter, den er zeit- lebens als den größten verehrt:

Unter den heiligsten Zeilen des Shakespear wünschte ich daß diejenigen einmal mit Rot erscheinen mögten, die wir einem zur glücklichen Stunde getrunkenen Glas Wein zu danken haben.¹⁰⁵

Schließlich hat Lichtenberg auch die katalysatorische Kraft, die vom Weine ausgehen kann, erkannt und erörtert:

Es schadet bei manchen Untersuchungen nicht, sie erst bei einem Rauschen durchzudenken und dabei aufzuschreiben; hernach aber alles bei kaltem Blute und ruhiger Überlegung zu vollenden. Eine kleine Erhebung durch Wein ist den Sprüngen der Erfindung und dem Ausdruck günstig; der Ordnung und Planmäßigkeit aber bloß die ruhig Vernunft.¹⁰⁶

Doch warum soll, am Ende gefragt, nicht auch, was die Phantasie zu beflügeln vermag, der ratio zuträglich sein? Es ist nicht das schlechteste Zeugnis für die Offenheit des Lichtenbergischen Denkens, wenn er aufgrund einer ähnlichen Überlegung, den vorauszierten Gedanken scheinbar revozierend, ohne weiteres einräumt, es verdiene „wenigstens einmal versucht zu werden, was auch die Vernunft auf den Flügeln des Champagners ausrichten könne, da die Einbildungskraft Wunder auf denselben tut“¹⁰⁷.

Mehr als diese wenigen Striche gibt der Versuch, Lichtenbergs Trink- und Rauschlehre zu rekonstruieren, nicht her. Sie markieren immerhin den Horizont, in dem er das Modell des *philosophischen Trinker*¹⁰⁸ zu entwickeln gedachte. Er selbst hat es bei seinen wissenschaftlichen Studien niemals versäumt, sich während der theoretischen Kopfarbeit jederzeit ihres empirisch-experimentellen Unterbaus versichert zu halten. Man wird verstehen, wenn es dem Verfasser dieser Zeilen – bemüht, sich seinem Gegenstand intellektuell und, dies vor allem: charakterlich gewachsen zu zeigen – geraten erscheint, im Einklang mit dem großen Göttinger Piniker und Methyologen

nun endlich auch die eigene pinische Theoriearbeit praktisch werden zu lassen. Doch zieht er es vor, sich jetzt von seinen geneigten Lesern ohne jeden weiteren Umstand und jedenfalls schnell genug zu verabschieden, damit nicht auch das Ende dieser Zeilen durch ein selbstanklägerisches „drunk“ verunziert werde.

Prosit!

Anmerkungen

* Herrn Dr. h. c. Josef Staab im Gedenken an schöne, anregende Stunden auf Schloß Johannisberg dankbar zugeeignet.

¹ Eine gute Übersicht bietet R. Baasner, Georg Christoph Lichtenberg (EdF 278), Darmstadt 1992.

² G. Ch. Lichtenberg, Schriften und Briefe, hg. v. W. Promies, München 1967–1972 [= SB], Bd. 3, 320.

³ W. Benjamin, Protokolle zu Drogenversuchen (in: Ders., Ges. Schriften Bd. 6, Frankfurt 1991 [stw 936], 558–618).

⁴ Vgl. G. Sauder, Lichtenbergs ungeschriebene Romane (ZfdPh 98, 1979, 481–497).

⁵ Ch. Schildknecht, Philosophische Masken. Literarische Formen der Philosophie bei Platon, Descartes, Wolff und Lichtenberg, Stuttgart 1990, v. a. 123–169.

⁶ A. Schöne, Aufklärung aus dem Geist der Experimentalphysik. Lichtenbergsche Konjunktive, München 1982.

⁷ Namentlich erwähnt er beispielsweise das preußische Sprossenbier: SB 2,753 (SK 337) (13. 6. 1792).

⁸ H. L. Gumbert (Hg.), Lichtenberg in England. Dokumente einer Begegnung, 2 Bde., Wiesbaden 1977.

⁹ Vgl. etwa SB 2,705 (SK 68) (18. 8. 1790); SB 2,769 (SK 421) (6. 1. 1793); SB 2,771 f. (SK 436) (13. 2. 1793); SB 2,821 (SK 736) (11. 1. 1795).

¹⁰ SB 2,788 (SK 520).

¹¹ SB 2,236 (J 1294): „Bei der großen Kälte in diesem Monat Januar hatte ich in der kalten Kammer bei der kleinen Stube einen Krug stehen lassen in welchem noch etwas sehr luftvolles Bier enthalten war. Als ich mich grade im Saal befand entstand ein heftiger Knall in der Kammer als ich hinein kam, war der Kork heraus geflogen und ein Teil des Biers hing wie Hefen an der hohen Decke, und das übrige auf der Erde es war nicht gefroren“.

¹² SB 2,736 (SK 251) (28. 11. 1791).

¹³ Vgl. ähnlich auch SB 2,762 (SK 381) (16. 9. 1792).

¹⁴ SB 2,705 (SK 68) (18. 8. 1790).

¹⁵ SB 2,737 (SK 257) (12. 12. 1791).

¹⁶ SB 2,734 (SK 236) (31. 10. 1791). – SB 1,746 (J 639): „Seit einigen Tagen (22. April 91) lebe ich unter der Hypothese (denn ich lebe beständig unter einer), daß das Trinken bei Tisch schädlich ist, und befinde mich vortrefflich dabei. Hieran ist gewiß etwas Wahres. Denn ich habe noch von keiner Änderung in meiner Lebens-Art so schnell und handgreiflich die gute Wirkung empfunden als hiervon“. – Vgl. SB 1,742 (J 616).

¹⁷ SB 2,707 (SK 82) (24. 9. 1790).

¹⁸ SB 1,742 (J 616).

¹⁹ SB 2,769 (SK 421).

²⁰ SB 2,795 (SK 568) (15. 12. 1793): „Ich trinke wieder Wein bei Tisch abends Kopfweh, und heftige Diarrheen“.

²¹ SB 2,793 (SK 551) (5. 11. 1793); SB 2,818 (SK 718 f) (27./30. 11. 1794).

²² SB 2,745 (SK 300) (25. 2. 1792); SB 2,803 (SK 612) (6. 4. 1794); SB 2,819 (SK 728) (25. 12. 1794).

²³ SB 2,819 (SK 728) (25. 12. 1794).

²⁴ SB 2,700 (SK 33) (25. 1. [!]1790); SB 2,833 (SK 835) (18. 10. 1795).

²⁵ Brief an Dieterich vom 19. 5. 1797 (G. Ch. Lichtenberg, Briefwechsel, hg. v. U. Joost u. A. Schöne, Bd. 4, München 1992, 717).

²⁶ SB 2,721 (SK 173) (11. 6. 1791): „[...] Ich sehr heiter bei meinem roten Wein. [...]“.

²⁷ SB 2,734 (SK 235) (30. 10. 1791): „Abends nach Wein etwas besser aber immer schlecht“. – SB 2,763 (SK 391) (15. 10. 1792): „Den Nachmittag wieder sehr übel. Es vergeht ein wenig über dem Wein“. – Vgl. auch SB 2,857 (SK 1025) (26. 1. 1799).

²⁸ SB 2,726 (SK 197) (13. 8. 1791): „[...] ich ein Glas Wein nach dem Abendessen, daher die Nacht Kopfweh“. – SB 2,751 (SK 327) (20. 5. 1792): „Sehr heiß. [...] Nach dem Wein wieder sehr miserabel“. – SB 2,776 (SK 462) (29. 4. 1793): „Vorige Nacht abscheulich gelitten an meinem Bein vermutlich wegen des roten Weins. Ich habe fast nie noch eine solche Nacht mit diesem Fuße gehabt“.

²⁹ SB 2,758 (SK 360) (6. 8. 1792).

³⁰ SB 2,754 (SK 341) (18. 6. 1792).

³¹ SB 2,808 (SK 645) (31. 5. 1794). – Vgl. etwa SB 2,838 (SK 869) (1. 2. 1796).

³² SB 2,799 (SK 591).

³³ SB 2,798 (SK 585) (8. 2. 1794).

³⁴ SB 2,777 (SK 466) (5. 5. 1793).

³⁵ SB 2,752 (SK 333) (4. 6. 1792); SB 2,762 (SK 381) (16. 9. 1792); SB 2,788 (SK 522) (24. 8. 1793).

³⁶ SB 2,758 (SK 500) (5. 7. 1793).

³⁷ SB 2,779 (SK 478) (23. 5. 1793).

³⁸ Vgl. auch das von 1765 bis 1772 geführte, KERAS AMALTHEIAS („Horn des Überflusses“) genannte Notizbuch Lichtenbergs (Gedruckt: SB 2,38–88).

³⁹ SB 2,822 (SK 747) (14. 2. 1795).

⁴⁰ SB 2,809 (SK 651) (9. 6. 1794).

⁴¹ SB 2,815 (SK 695) (8. 9. 1794); SB 2,837 (SK 862) (5. 1. 1796).

⁴² SB 2,831 (SK 821) (31. 8. 1795).

⁴³ Z. B. SB 2,806 (SK 631) (12. 5. 1794); SB 2,806 (SK 633) (18. 5. 1794); SB 2,853 (SK 985) (2. 1. 1797).

⁴⁴ SB 2,839 (SK 888) (5. 4. 1796).

⁴⁵ SB 2,798 (SK 582) (31. 1. 1794) u. ö.

⁴⁶ SB 2,821 (SK 738) (13. 1. 1795).

⁴⁷ SB 2,801 (SK 602) (19. 3. 1794). – SB 2,815 (SK 694) (6. 9. 1794): „Viel *kéras* und nicht wohl. Bei Wein besser“.

⁴⁸ SB 2,822 (SK 752) (2. 3. 1795).

⁴⁹ SB 2,822 (SK 746) (12. 2. 1795).

⁵⁰ SB 2,814 (SK 680) (3. 8. 1794); vgl. SB 2,814 (SK 683) (7. 8. 1794).

⁵¹ SB 2,830 (SK 813). – Vgl. SB 2,844 (SK 920) (20. 6. 1796).

⁵² SB 2,841 (SK 903) (29. 4. 1796).

⁵³ SB 2,842 (SK 906) (7. 5. 1796): „Meine 1. Frau macht *kéras* zu meiner heimlichen Freude“. – SB 2,842 (SK 905) (5. 5. 1796): „*Kéras* zwar abbestellt, aber doch gebracht. Sehr wohl um 10 Uhr des Morgens“.

⁵⁴ SB 2,847 (SK 940) (9. 9. 1796).

⁵⁵ Goettinger Taschen Calender 1793, 92–109 (= SB 3,95–102).

⁵⁶ SB 2,756 (SK 351) (14. 7. 1792): „[...] Abends viel Wein und am Seebad geschrieben“.

⁵⁷ SB 1,525 (F 479).

⁵⁸ SB 1,654 (J 23).

⁵⁹ Z. B. SB 1,164 (C 63 [Nr. 1]).

⁶⁰ SB 3,648 f.: „[...] Champagner bessert man mit Schütteln / Allein das Bier verdirbt vom Rütteln. / So wies dem Trinker Ruhe gibt / Just so es selbst die Ruhe liebt. / Und kommt es einmal ins Gezitter, / So schmeckt's von oben bis unten bitter. / Ist zwar an sich nicht ungesund / Betrübt nur gar sehr Zung und Mund [...]“.

⁶¹ Vgl. SB 3,650–652.

⁶² SB 3,642.

⁶³ SB 3,643.

⁶⁴ Th. Knolle, *Legendäre Luther-Worte* (Luther 30, 1959, 114–120, v. a. 114f.). – W. Mieder, *Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang. Zur Herkunft, Überlieferung und Verwendung eines angeblichen Luther-Spruches* (Muttersprache 94, 1983/84, 68–103).

⁶⁵ SB 1,927 (L 556).

⁶⁶ SB 1,175 f (C 108).

⁶⁷ Vgl. etwa SB 1,66 (B 72): „Unsere Kunstkammern sind alle voll von elfenbeinernen Bechern, ein Beweis von der Favorit-Neigung unserer lieben Voreltern, ein Stück Elfenbein woraus der Grieche einen Apoll geschnitzt hätte schnitten sie zum Becher hohl“.

⁶⁸ SB 1,525 (F 481): „Man führt gegen den Wein nur die bösen Taten an, zu denen er verleitet, allein er verleitet auch zu hundert guten, die nicht so bekannt werden. Der Wein reizt zur Würksamkeit, die Guten im guten und die Bösen im bösen“. – Vgl. SB 1,525 (F 479).

⁶⁹ SB 1,879 (L 194): „Vor einigen Tagen las ich wieder, daß ein Prediger im Lüttichischen, wo ich nicht irre, der 125 Jahre alt gestorben ist, von dem Bischofe sei gefragt worden, wie er es angefangen habe so alt zu werden. Ich habe mich, sagte er, des Weines, der Weiber und des Zorns enthalten. Hier ist, wie mich dünkt, nur die große Frage: wurde der Mann so alt, weil er sich jener Gifte enthielt, oder weil [er] ein Temperament besaß, das es ihm möglich machte sich jener Gifte zu enthalten? Ich glaube es ist unmöglich nicht für das letzte zu stimmen. Daß sich mit jenen Giften jemand das Leben verkürzen kann, und zwar sehr stark, ist kein Beweis, daß man sich das Leben dadurch verlängert, daß man sich ihrem Gebrauch entzieht. Wer das Temperament nicht hat, würde, wenn er sich des andern Geschlechts enthielt, gewiß sein Leben damit *nicht* verlängern“.

⁷⁰ Vgl. SB 2,36 (A 256).

⁷¹ Vgl. SB 2,528 (L 935). – SB 2,536 (L 971). – Vgl. die Anspielung in SB 1,402 (E 251). – Vgl. ferner SB 1,19 (A 43).

⁷² O. F. Best, *Der Witz als Erkenntniskraft und Formprinzip* (EdF 264), Darmstadt 1989, v. a. 40–42. – A. Beutel, *Lichtenberg und die Religion. Aspekte einer vielschichtigen Konstellation*, Habilitationsschrift (masch.), Tübingen 1994, 16–22.

⁷³ SB 1,159 (C 19): „Ein Rausch ehe ein andrer vorbei ist eine Superfötation“.

⁷⁴ Vgl. SB 1,431 (E 394). – SB 1,605 (F 1011).

⁷⁵ Vgl. etwa SB 1,91 (B 171). – SB 1,77 (B 118). – SB 1,676 (J 156). – SB 1,875 (L 169). – Vgl. etwa auch SB 1,246 (D 104).

⁷⁶ SB 1,474 (F 95).

⁷⁷ SB 1,109 (B 245).

⁷⁸ SB 1,759 (J 748); vgl. SB 1,739 (J 587). – Vgl. etwa auch SB 1,470 (F 65).

⁷⁹ SB 3,317–325. – Vgl. die Vorstudie in SB 1,198–200 (C 209).

⁸⁰ SB 1,738 (J 578): „Jetzt fließt der Märtyrer-Wein in Frankreich“. – SB 1,831 (J 1249): „In Frankreich gärt es, ob Wein oder Essig werden wird ist ungewiß“.

⁸¹ SB 1,728 (J 509).

⁸² SB 1,383 (E 169). – Vgl. SB 1,95 (B 183): „Man soll sehr gut schießen, wenn man etwas getrunken, sehet da die Verwandtschaft zwischen Schützenkunst und Poesie“. – SB 3,320: „[...] Außerdem ist ja den Kindern bekannt, daß ohne etwas Wein und ohne etwas Beifall keine poetische Ader offen gehalten werden kann“.

⁸³ SB 1,325 f (D 611): „Ihr solltet nur einmal englische Gelehrte sehen, wie es die machen und sichs machen lassen. Die sitzen am Tische, so fett und so rund, essen und trinken sich einen Westenknopf nach dem andern aus dem Knopfloch, und wann sie das lange genug getrieben haben, so strecken sie sich in Westminster Abtei mit unter den Königen auf ein marmornes Postament hin und lassen das Publikum, über das sie sich noch dazu im Leben meistens lustig gemacht haben, für die Unkosten sorgen“. SB 1,675 (J 151): „Es wird gewiß in England des Jahres noch einmal so viel Portwein getrunken, als in Portugal wächst“. – Vgl. SB 2,220 (GH 48).

⁸⁴ SB 1,356 (E 68) („Besondere den Charakter der Engländer erläuternde Züge“): „[...] Der Porter ist der Tröstler des gemeinen Volkes, er macht daß sie weniger über das Wort Freiheit nachdenken, und selbst die Taxe weniger fühlen, die man auf ihn gelegt hat [...]“.

⁸⁵ Zuletzt m. W. in der im Oktober 1796 niedergeschriebenen Notiz L 33 (SB 1,855).

⁸⁶ SB 2,551 (UB 5).

⁸⁷ Ebd.

⁸⁸ Ebd.

⁸⁹ SB 1,151 (B 415).

⁹⁰ SB 1,177 (C 120).

⁹¹ Vgl. etwa auch SB 1,330 (D 634): „Sie stund neben ihm da, wie ein Etrurisches Tränenfläschgen, Meißensches Milchkännchen neben einem Lauensteiner Bierkrug“. – SB 1,94 (B 176): „Die geistliche Vereinigung / Mit Doppelbier war ihm Begeistrung“.

⁹² SB 1,288 (D 382).

⁹³ SB 1,133 (B 259).

⁹⁴ SB 1,108 (B 236).

⁹⁵ SB 1,136 (B 347).

⁹⁶ Ebd.

⁹⁷ SB 1,67 f (B 77).

⁹⁸ Vgl. allerdings SB 1,131 f (B 323).

⁹⁹ SB 3,597.

¹⁰⁰ Ebd.

¹⁰¹ SB 3,597 f.

¹⁰² SB 1,89 (B 159). – SB 1,114 f (B 263): „Bei solchen November-Tagen, wie die jetzigen, streichen alle meine Gedanken zwischen Melancholie und Selbst-Verkleinerung hin, wenn übrigens kein besonderer Strom mich seitwärts treibt, und ich würde oft mich nicht mehr zu finden wissen, wenn nicht die beiden Kompass, Freundschaft und Wein mich lenkten und mir Mut gäben, against a sea of troubles zu kämpfen“.

¹⁰³ SB 1,475 (F 105).

¹⁰⁴ SB 1,855 (L 33).

¹⁰⁵ SB 1,135 (B 342).

¹⁰⁶ SB 2,432 (K 181).

¹⁰⁷ SB 3,230 f.

¹⁰⁸ Zu dieser bereits im Titel der Arbeit zitierten Wendung vgl. SB 3,510.

Auf den Spuren eines verlorenen Kiedricher Antependiums

Als 1993 anlässlich der 500-Jahrfeier der Valentinuskirche in Kiedrich der dort noch erhaltene kirchliche Kunstbesitz in der Michaelskapelle ausgestellt war, präsentierte sich gleich am Eingang der Kapelle ein hinter Glas gerahmter Farbdruck eines Antependiums (Abb. 1–3). Er sollte daran erinnern, daß die Valentinuskirche ehemals einen entsprechenden Altarbehang besessen hatte, der 1919 zusammen mit anderen Kultgegenständen aus der Kirche gestohlen wurde und seitdem verloren ist.¹ Wir wissen, daß der Kiedricher Altarbehang eine nahezu getreue Kopie des Antependiums aus Oberlahnstein war, das seit 1941 im Diözesanmuseum in Limburg aufbewahrt wird (Abb. 5). Überliefert ist auch, daß Prälat Friedrich Schneider aus Mainz das Kiedricher Antependium im Auftrag von Sir John Sutton für den neuen Muttergottesaltar unter dem wiedererrichteten Lettner anfertigen ließ.²

Der Zufall wollte es, daß bei meinen jüngsten Nachforschungen über das Antependium aus Oberlahnstein auch einiges Licht auf die Entstehungsgeschichte des Kiedricher Antependiums fiel, von der im folgenden kurz berichtet werden

soll. Doch ehe wir uns der Geschichte des Kiedricher Antependiums zuwenden, ist es notwendig, zunächst sein Vorbild etwas genauer zu betrachten.

Dieses gilt bisher als alter Besitz der Pfarrkirche St. Martin in Oberlahnstein. Bereits im späten 19. Jahrhundert wurde das Antependium von Friedrich Schneider durch eine grundlegende Abhandlung in den Nassauischen Annalen bekannt gemacht.³ Seinen Ausführungen lag die hier wiedergegebene Chromolithographie (Abb. 1–3) als Faltblatt bei. Der Nassauische Altertumsverein hatte sie in den 80er Jahren von der Druckerei C. Kruthoffer in Frankfurt anfertigen lassen, nachdem bekannt geworden war, daß das Antependium aus Oberlahnstein ohne Kenntnis des dortigen Kirchenvorstandes spurlos verschwunden war. Dem Druck lag eine nicht mehr erhaltene Farbskizze zugrunde, die vermutlich von dem seit den 60er Jahren im Auftrag von Sutton für Kiedrich arbeitenden Maler August Martin als Stickvorlage für das Kiedricher Antependium gefertigt worden war.⁴ Sie zeigt das Oberlahnsteiner Vorbild noch mit zwei seitlich angesetzten Tei-



Abb. 1: Vorlage für das Kiedricher Antependium, Chromolithographie nach einer Farbskizze des Oberlahnsteiner Antependiums



Abb. 2: Maria mit dem Einhorn

len, die man später bei einer Restaurierung wieder abgenommen hat (Abb. 1).

Das Antependium aus Oberlahnstein ist 1617 datiert (Abb. 5). Ausgeführt ist es in farbenprächtiger Applikationsstickerei, bei der für jedes Motiv verschiedene Seidenstoffe ausgeschnitten und mittels Stickerei auf einem Grund aus grüner Halbseide bzw. rotem Wolltuch befestigt sind.⁵ Die Darstellung zeigt die mystische Einhornjagd in einem grünen, mit Blumen übersäten und von einer Zinnenmauer umschlossenen Garten. Ihr liegt die Umdeutung der Tierfabel vom Einhorn auf die Menschwerdung Christi zugrunde, ein Thema, das im ausgehenden Mittelalter in den textilen Künsten reichste Ausgestaltung erfahren hat. Da nach der Legende das Einhorn nur von einer Jungfrau gezähmt werden konnte, hat es sich in den Schoß von Maria geflüchtet, verfolgt vom Verkündigungengel Gabriel, der mit Jagdspeer und Hifthorn zum Jäger geworden ist. Er führt vier Hunde mit sich, die durch Schriftbänder als die vier Tugenden *misericordia* (Barmherzigkeit),



Abb. 3: Der Verkündigungengel als Jäger

iusticia (Gerechtigkeit), *veritas* (Wahrheit) und *pax* (Friede) bezeichnet sind.

Die mystische Jagd wird von einer Fülle marianischer und typologischer Symbole begleitet, die die Verherrlichung der Jungfrau Maria und das an ihr geschehene Wunder verbildlichen. Der für die himmlische Jagd ausersehene Ort ist der verschlossene Garten aus dem Hohenlied (4, 12), der durch die Inschrift (*h*)*ortus conclusus* auf der linken Seite der Mauer auch als solcher bezeichnet ist. Auf der rechten Seite findet sich an entsprechender Stelle die Anrufung Mariens (*tu es dei genitrix ora pro no(bis)*). Im Hintergrund sind zwischen Blütenbäumen sechs durch Schriftbänder bezeichnete typologische Szenen aus dem Alten Testament dargestellt, die im Hinblick auf das Heilsgeschehen des Neuen Testaments als Symbole der wunderbaren Empfängnis zu deuten sind.

Von links sind es der goldene Eimer mit dem himmlischen Manna (*vrna aurea*; nach 2. Mose 16, 33), das Vlies Gideons (*vellus gedeonis*; nach Richter 6, 36–40) und das mit einer (nicht mehr

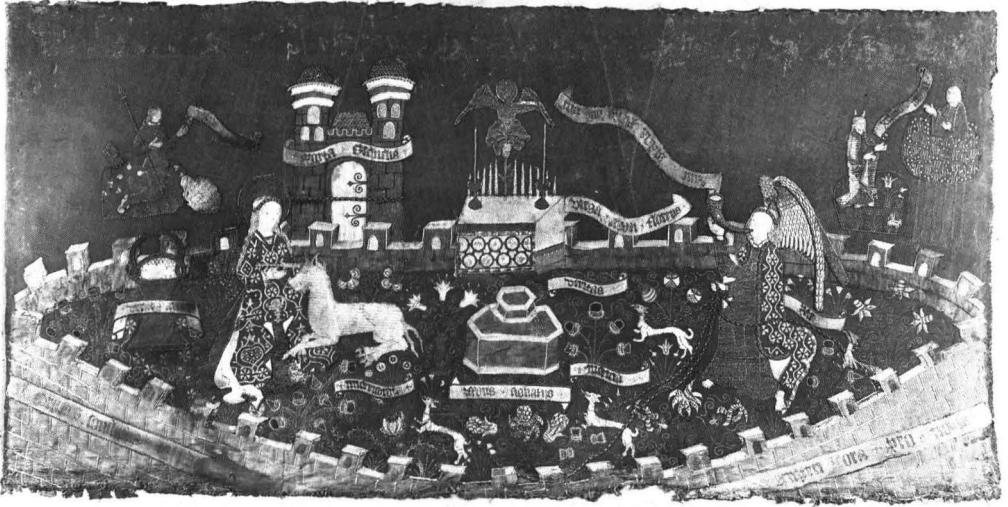


Abb. 4: Das Antependium aus Niederzündorf

erhaltenen) gestickten Kette verschlossene Tor des neuen Tempels (*porta ezechielis*; nach Ezechiel 44, 1–2). In der Mitte ist die verhüllte Bundeslade mit elf dünnen Stäben der Stämme Israels und dem grünenden Stab Aarons dargestellt (*virga aaron*; nach 4. Mose 17, 8), auf dessen Blüte sich der Heilige Geist in Gestalt einer Taube niedergelassen hat (Abb. 7). Es schließen sich nach rechts der versiegelte Quell (*ffons [sic!] signatus*; Hohelied 4, 12) und der gehörnte Moses vor der Erscheinung Gottes im brennenden Dornbusch (*rubus moysi*; nach 2. Mose 3, 2) an. Schließlich weisen auch verschiedene Blumen sowie die Tauben und Pfauen auf dem Mauerring auf das dargestellte Thema hin.

Die rechts und links auf der Mauer eingestickte Jahreszahl 1617 (Abb. 8) wurde aufgrund des insgesamt noch spätgotischen Charakters der Darstellung als Entstehungsdatum wiederholt in Frage gestellt und für das Datum einer späteren Restaurierung gehalten.⁶ Die jüngsten Untersuchungen von Materialien, Sticktechnik und Inschriften⁷ schließen eine Entstehung im Spätmittelalter jedoch aus. Vielmehr ist das in der Tat auf den ersten Blick so spätgotisch wirkende Antependium von 1617 selbst bereits eine Replik einer älteren Darstellung. Sein Vorbild dürfte allem Anschein nach das spätmittelalterliche, wohl auch

am Mittelrhein entstandene Antependium aus Niederzündorf gewesen sein (Abb. 4), das heute im Museum für angewandte Kunst in Köln aufbewahrt wird.⁸ Von ihm unterscheidet sich das Oberlahnsteiner Exemplar hauptsächlich in der technischen Ausführung⁹, während es in der Komposition wie in der Zeichnung der einzelnen Motive große Übereinstimmungen gibt. Nur wurden auf dem Oberlahnsteiner Antependium die beiden typologischen Motive aus dem Garten entfernt und mit den anderen außerhalb der Mauer gleichsam als Hintergrund aufgereiht. Als Ersatz kamen zwei über die Mauer hinauswachsende Blütenbäume mit Vögeln in den Ästen hinzu.

Außer von den beiden sich rechts und links ausbreitenden Blütenbäumen wird der rote Grund wie im Zwang eines „horror vacui“ noch von drei Blütenzweigen gefüllt, die zwischen den Symbolen in der Mitte herabhängen. Doch ordnen sich diese ornamental durchgestalteten Ergänzungen dem spätmittelalterlichen Gesamtbild weitgehend unter, was dazu geführt hat, daß das Oberlahnsteiner Antependium bisher überwiegend als Werk der Spätgotik angesehen wurde.

Letztlich läßt sich das hier wiedergegebene Motiv des Hortus conclusus bis zu einem Altarwerk von Martin Schongauer aus den 70er Jahren des 15. Jahrhunderts zurückverfolgen (Abb. 6),



Abb. 5: Das Antependium aus Oberlahnstein

worauf bereits Brigitte Klesse in ihrer Untersuchung des Niederzürndorfer Antependiums ausführlich hingewiesen hat. Vermittelt wurde die Darstellung Schongauers wahrscheinlich durch Graphik, die inzwischen aber verloren ist. Sie zeigt die mystische Jagd in motivischer Übereinstimmung, jedoch seitenverkehrt, auf zwei Altartafeln, die zum ehemaligen Hochaltar aus der Dominikanerkirche in Colmar gehören.¹⁰ Die Abweichungen von Schongauers Darstellung lassen sich hauptsächlich wohl durch die Übertragung in das textile Medium der Stickerei und durch das breitere Format der Antependien erklären. Dies wird besonders in der Wiedergabe der Hunde deutlich, die auf Schongauers Altartafel vom Verkündigungengel dicht nebeneinander geführt werden, während sie auf den Antependien weit voneinander entfernt in stereotyper Wiederholung über den Garten verteilt sind.

Das typisch spätgotische Erscheinungsbild dieses Hortus conclusus war sicher ein Grund dafür, das Oberlahnsteiner Antependium als Vorlage für Kiedrich auszuwählen. Doch wird auch das dargestellte Marienthema eine Rolle gespielt haben, wegen des Bezugs zum Muttergottesaltar, für den das Antependium vorgesehen war. Wahrscheinlich hatte der neugotische Muttergottesaltar als Blickfang in der Mitte der Kirche eine wichtige Funktion innerhalb jenes gotischen Gesamtkunst-

werks, das Sutton bei der Wiederherstellung der Valentinuskirche vorschwebte. Die Kiedricher Kirche wurde ja bekanntlich seit den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts auf Anregung des englischen Mäzens nach dessen Vorstellungen von Spätgotik renoviert. Bei diesem Vorhaben stand ihm der Mainzer Dompräbendent Friedrich Schneider als Experte für christliche Kunst hilfreich zur Seite.

Friedrich Schneider gab das Antependium für Kiedrich um 1870 als *getreue Wiederholung* des Oberlahnsteiners bei den Englischen Fräulein in Mainz in Auftrag, die bereits 1868 für Sutton drei Meßgewänder geliefert und eine weitere Kasel ausgebessert hatten.¹¹ Sie fertigten es nach der eingangs erwähnten Farbskizze an, die später zunächst im Pfarrarchiv in Oberlahnstein aufbewahrt wurde.¹² Wie die Abbildung der Skizze in den Nassauischen Annalen (Abb. 1–3) erkennen läßt, stimmte sie in Form und Farbgebung völlig mit dem Vorbild aus Oberlahnstein überein. Nur hat der Maler des 19. Jahrhunderts die Beischriften zu den typologischen Szenen offensichtlich dem Verständnis seiner Zeit angepaßt und zum Teil erheblich verändert. So wurde die *vrna aurea* zu *manna de coeleo*, die *porta ezechielis* zur *porta vestibuli* und der *rubus moysi* zum *rubus igneus*.

Das Institut der Englischen Fräulein war seit den späten 60er Jahren des 19. Jahrhunderts darum bemüht, eine eigene Paramentenwerkstatt



Abb. 6: Zwei Tafeln vom Hochaltar aus der Dominikanerkirche in Colmar, Martin Schongauer, um 1476/77

aufzubauen, um mit dem Verkauf von Kirchentextilien den Neubau seiner Kapelle zu finanzieren.¹³ Hierbei wurden die Schwestern von Angehörigen des Mainzer Domkapitels unterstützt. Offensichtlich pflegten sie diese Arbeiten in engem Kontakt zu Friedrich Schneider herzustellen,¹⁴ der seit 1861 Assistent am bischöflichen Priesterseminar in Mainz war und dort bis 1877 Vorlesungen über Liturgie und christliche Altertümer hielt. 1868 begleitete er Sutton auf einer Kunstreise nach Belgien, England und Frankreich und war bis zu dessen Tod 1873 sein enger Berater.¹⁵

Die Anfertigung des Antependiums zog sich über drei Jahre hin. Vermutlich hatten die Englischen Fräulein noch wenig Erfahrung mit der Nachbildung von alten Paramenten und Mühe, den Ansprüchen Suttons zu genügen: Die Farbe des Grundes sei so modern gefärbt und harmoniere nicht mit der übrigen Arbeit, schreibt Sutton Ostern 1871 über das Antependium an Schneider. Da die Mensa des Muttergottesaltars offensichtlich höher als das Oberlahnsteiner Antependium war, mußte das Antependium für Kiedrich auch oben angesetzt werden.¹⁶ Die angesetzten Teile schienen Sutton aber nicht zu gefallen und er schlug vor, sie mit mehr Ranken als auf der Skizze zu füllen. Er überlegte auch, ob nicht ein Goldhintergrund passender wäre, damit der Kontrast zwischen den Applikationen, für die man vermutlich alte Stoffe verwendete, und dem Hintergrund weniger hart ausfiele. Sutton wollte das Antepen-

dium, das ihn insgesamt 240 Mark gekostet hat,¹⁷ der Kiedricher Kirche erst übergeben, wenn er ganz damit zufrieden sei.¹⁸ Zwei Jahre später erkundigte sich Pfarrer Zaun bei Schneider nach dem Fortgang der Arbeit und bat, das Antependium nun endgültig bis zum Weißen Sonntag 1873 fertigstellen zu lassen, da das alte so zerstört sei, daß man es nicht mehr gebrauchen könne.¹⁹ Und so geschah es wohl auch.

Seit jener Zeit schmückte das Antependium mit der Einhornjagd an Festtagen den Muttergottesaltar, bis es schließlich 1919 aus der Kirche verschwand. Es scheint eine so *getreue Wiederholung* des Oberlahnsteiner Vorbilds gewesen zu sein, daß sogar der Provinzialkonservator der Rheinprovinz Paul Clemen es nicht als Kopie erkannte.²⁰ Heute ist das Antependium der Kiedricher Gemeinde nur noch durch den im Pfarrhaus aufbewahrten Druck jener Farbskizze in Erinnerung, nach der es einst gefertigt wurde.

Nachtrag: Die Veröffentlichung dieser Farbskizze in den Nassauischen Annalen von 1888 zog damals weite Kreise. Sie hat dazu geführt, daß das in den 70er Jahren aus Oberlahnstein verschwundene Antependium mehr als zwanzig Jahre später zum Gegenstand intensiver Nachforschungen wurde. Zwar hatte man zum Zeitpunkt der Veröffentlichung die Hoffnung, es eines Tages wiederzufinden, längst aufgegeben. Doch sollte die Erinnerung an das alte Kunstwerk für seine frühere



Abb. 7: Der Altar mit der grünenden Rute Aarons und der Taube des Hl. Geistes
(Antependium aus Oberlahnstein)

Heimat und deren Forschungskreis wenigstens im Bilde bewahrt bleiben.²¹ Als dann aber am Ende des Jahrhunderts bekannt geworden war, daß ein wertvolles Antependium aus dem Rheingau 1896

nach Brüssel verkauft worden war,²² veranlaßte das Bischöfliche Ordinariat in Limburg eine sorgfältige Aufklärung dieses Vorfalles, in deren Verlauf schließlich das Oberlahnsteiner Antependium wieder aufgetaucht ist.²³ Es fand sich in der neugotischen Elisabethkirche in Eisenach, wohin es von dem 1891 in Frankfurt verstorbenen Prälaten Johannes Janssen testamentarisch vermacht worden war. Janssen seinerseits hatte das Antependium zusammen mit einem Marienaltar aus dem Nachlaß des 1890 verstorbenen Frankfurter Stadtpfarrers Münzenberger erhalten, der es von Pfarrer Mohr aus Oberlahnstein für eine Ausstellung nach Frankfurt entliehen, aber nicht wieder zurückgegeben hatte. Als Ersatz erhielt die Oberlahnsteiner Pfarrkirche damals eine neue Kasel.²⁴ Nachdem das Antependium in Eisenach dann aber 1897 anhand der Abbildung in den Nassauischen Annalen eindeutig als das gesuchte Oberlahnsteiner zu identifizieren war, blieb dem dortigen Pfarrer nichts anderes übrig, als das *werthvolle Kleinod wenn auch schweren Herzens* wieder an seinen ursprünglichen Ort zurückzuschicken.

So bleibt zum Schluß der Wunsch für die Kiedricher Gemeinde und ganz besonders für den Jubilar, daß die erneute Veröffentlichung dieser Abbildung nicht nur weiterhin *die Erinnerung an das alte Kunstwerk für seine frühere Heimat und deren Forschungskreis* wachhalten, sondern vielleicht auch dazu beitragen möge, das verlorene Kiedricher Antependium eines Tages doch noch wiederzufinden.

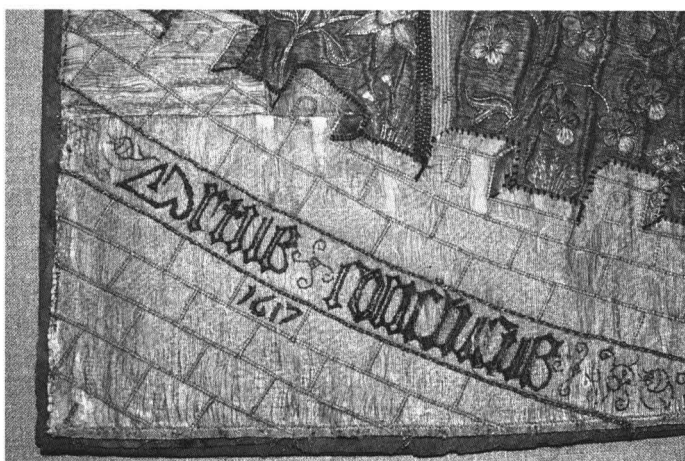


Abb. 8:
Inchrift auf dem Mauerring
(Antependium aus Oberlahnstein)

Anmerkungen

¹ Briefliche Mitteilung von Dr. h.c. Josef Staab am 23. 12. 1992.

² Zaun, Geschichte, S. 103; Schneider in Nass. Ann. 1888, S. 31.

³ Wie Anm. 2, S. 31–37.

⁴ August F. Martin (1837–1901) hielt sich um 1869/70 anscheinend öfter in Lahnstein zum Zeichnen auf. Siehe die Briefe von Martin an Schneider in DDAMz, NL Fr. Schn. Mz., in denen das Antependium jedoch nicht ausdrücklich erwähnt wird.

⁵ H. 73 cm, Br. 162 cm; Inv. Nr. 860. Größere applizierte Motive mit hellblauem oder weißem Leinengewebe und teilweise Papier unterlegt. Stickerei größtenteils mit Goldlahn- und Seidenfäden, für Mauerfugen, Baumstämme, Inschriften und z. T. Konturen auch Leinenfäden, in Anlegetechnik ausgeführt. Applizierte Motive, vor allem Gewänder, mit Platt-, Flach- und Vorstichen bestickt. Siehe hierzu auch den Bericht der Restaurierung 1984 im Deutschen Textilmuseum Krefeld. – Vermutlich aus derselben Werkstatt, da in der Sticktechnik übereinstimmend, ein 1615 datiertes Antependium mit der Darstellung der Vision des hl. Bernhard und anderen Heiligen in der ehemaligen Klosterkirche Niederwerth bei Koblenz. Da die beiden Antependien auch in den Maßen übereinstimmen, ist nicht auszuschließen, daß das Oberlahnsteiner ehemals auch für den Marienaltar in Niederwerth bestimmt war, zumal es in den alten Inventaren in Oberlahnstein nicht vorkommt (Mitt. v. Pfr. Michels an das Bischöfl. Ordinariat am 5. Aug. 1897, DAL Oberlahnstein 09 32/1).

⁶ Zuerst Schneider in Nass. Ann. 1888, S. 32. Ihm folgen alle Autoren mit Ausnahme von Eberhard Frhr. Schenk zu Schweinsberg, der in dem Antependium ein typisches Werk der Nachgotik sah, das bewußt auf mittelalterliche Vorstellungen zurückgreift, in: Führer durch das Bischöfliche Diözesanmuseum zu Limburg a. d. Lahn, 1962, S. 28, Nr. 132.

⁷ Aufgenommen von Dr. Rüdiger Fuchs, Akademie d. Wissenschaften u. d. Literatur, Mainz, Inschriftenkommission. Ihm und Dr. Eberhard J. Nikitsch danke ich für hilfreiche Hinweise zum Verständnis der Inschriften.

⁸ H. 82 cm, Br. 175 cm; Inv. Nr. N 1000, ausführlich behandelt von Klesse, Das Niederzündorfer Antependium.

⁹ Die größeren Motive sind auch auf dem Niederzündorfer Antependium auf den Grund appliziert, doch sind sie in spätmittelalterlicher Manier mit Häutchengoldfaden in Anlegetechnik und mit Seide in Spalt-, Flach- und Knötchenstich gestickt. Die Figuren sind insgesamt flacher und wie der Garten und die Blumen wesentlich schlichter ausgeführt, als auf dem Antependium aus Oberlahnstein.

¹⁰ Seit 1852 im Unterlinden Museum, Colmar. Siehe Kat. Ausst. Der hübsche Martin. Kupferstiche und Zeichnungen von Martin Schongauer, Colmar 1991, Abb. S. 76.

¹¹ DDAMz, NL Fr. Schn. Mz. Inst. d. Engl. Frln: Rechnung vom 14. Nov. 1868 an Sutton über eine weiße, eine grüne und eine rote Kasel für insgesamt 142 fl. Siehe Stolleis, Die historischen Paramente, in: St. Valentinuskirche in Kiedrich 1493–1993, Nr. 1, 3 und 5(?).

¹² DAL Oberlahnstein 09 32/1: Brief vom 13. Nov. 1894 von Pfarrer Michels aus Oberlahnstein an Pfarrer August Stoll in Winkel, der seit 1868 Kaplan und von 1871–1873 Pfarrverwalter in Oberlahnstein war. Siehe vor allem dessen Antwort vom 15. Nov. 1894.

¹³ Frdl. Mitt. v. Schwester Irmgard Jahn, Institut der Maria Ward-Schwestern, Mainz. Siehe Festschrift zum Gedächtnis der 300 jährigen Wirksamkeit der Englischen Fräulein in Deutschland und des 175 jährigen Bestehens des Generalmutterhauses zu Mainz, 1627–1927, 1752–1927, S. 25–26.

¹⁴ DDAMz, NL Fr. Schn. Mz. Inst. d. Engl. Frln.

¹⁵ Brück, Friedrich Schneider (1836–1907), in: Archiv f. mittelrhein. Kirchengeschichte 9, 1957.

¹⁶ Brief Ostern 1871 von Sutton an Schneider mit einer Skizze des Antependiums, die vor allem über die angesetzten Teile Auskunft gibt. DDAMz, NL Fr. Schn. Mz.

¹⁷ DAL 457 C/1: Inventarium der John Sutton'schen Chorknabenstiftung 1875.

¹⁸ Wie Anm. 16.

¹⁹ DDAMz, NL Fr. Schn. Mz.: Brief von Zaun an Schneider vom 18. 4. 1873.

²⁰ Überliefert in einem Brief des Bezirkskonservators in Nassau v. Groote vom 3. Okt. 1939 an den Regierungspräsidenten in Wiesbaden. Paul Clemen habe in einem Schreiben vom 24. März 1914 darauf hingewiesen, „daß das Oberlahnsteiner Antependium eng verwandt sei mit zwei ähnlichen Stücken in Kiedrich und im Kölner Kunstgewerbemuseum“, DAL Oberlahnstein 09 32/1.

²¹ Schneider in Nass. Ann. 1888, S. 31.

²² Aus Kloster Ruppertsberg bei Bingen. Friedrich Schneider, Ein Kunstwerk der alten Mainzer Kirche vertrödelt, in: Mainzer Journal, 2. April 1897, Nachdruck in: Ders. Kunstwissenschaftliche Studien I, Kurmainzer Kunst, Wiesbaden 1913, S. 78–81.

²³ Die Nachforschungen des Bischöfl. Ordinariats über den Verbleib des Antependiums sind dokumentiert in einer umfassenden Korrespondenz aus den Jahren 1897/98 in DAL Oberlahnstein 09 32/1 und im Pfarrarchiv Lahnstein. In Lahnstein war mir dankenswerterweise Herr Hans Müller bei der Sichtung der Archivalien behilflich.

²⁴ Laut Mitteilung von Inspektor Diefenbach aus Sachsenhausen vom 6. Okt. 1897 (wie Anm. 23) sollen damals auch mehrere Kaseln mit alten Stickereien aus Königstein i. Ts. im Tausch gegen neue Maßgewänder in Münzenbergers Besitz gekommen sein. Dieser vermachte sie wohl später dem Frankfurter Dom. Ausführlich zu Münzenbergers Kunstsammlungen Elisabeth de Weerth, Die Altarsammlung des Frankfurter Stadtpfarrers Ernst Franz August Münzenberger (1833–1890). Ein Beitrag zur kirchlichen Kunst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 1993.

Quellen

Nachlaß Friedrich Schneider, Dom- und Diözesanmuseum Mainz: DDAMz NL Fr. Schn. Mz.

Inventarium der John Sutton'schen Chorknabenstiftung zu Kiedrich. Aufgestellt im Januar 1875 von dem jetzigen Vertreter der Stiftung, Johannes Zaun, Pfr., Diözesanarchiv Limburg: DAL 457 C/1.

Briefe und andere Dokumente über den geplanten Verkauf des Oberlahnsteiner Antependiums (1894–1941), Diözesanarchiv Limburg: DAL Oberlahnstein 09 32/1.

Briefe über den geplanten Verkauf des Oberlahnsteiner Antependiums (1897–1941), Pfarrarchiv Lahnstein, Glockenakte.

Literatur

- Brück, Anton Ph., Friedrich Schneider (1836–1907). Ein Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts, in: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 9, 1957, S. 166–192.
- Einsingbach, Wolfgang/Staab, Josef, Kiedrich im Rheingau. Rheinische Kunststätten 152, Neuß ⁶1989.
- Herchenröder, Max, Die Kunstdenkmäler des Landes Hessen. Der Rheingaukreis, Berlin 1965, S. 218.
- Kiedrich in alten Ansichten, Zaltbommel ²1992, Bild 5.
- Klesse, Brigitte, Das Niederzündorfer Antependium mit der allegorischen Einhornjagd, in: Unser Porz. Beiträge zur Geschichte von Stadt und Amt Porz 6, Porz 1964.
- Müller, Hans, Das Oberlahnsteiner Antependium, in: Kontakte-St. Martin-Lahnstein, April 1992.
- Müller, Michael, Die Pfarrkirche zu Oberlahnstein, 1905.
- Schneider, Friedrich, Die Einhorn-Legende in ihrem Ursprung und ihrer Ausgestaltung, in: Nassauische Annalen 1888, S. 31–37.

- Sobel, Hildegard, Die Wiederherstellung der Kirche in Kiedrich im Rheingau, Briefe von Baronet John Sutton an Friedrich Schneider, in: Mainzer Zeitschrift 81, 1986, S. 107–115.
- Staab, Josef, Kiedrich im Rheingau. Eine kulturhistorische Studie, Kiedrich 1989.
- St. Valentinuskirche in Kiedrich 1493–1993. Zur 500 Jahrfeier ihrer Vollendung, Eltville/Kiedrich 1993.
- Zaun, Johannes, Geschichte des Ortes und der Pfarrei Kiedrich, Wiesbaden 1879, Nachdruck Mainz 1979.

Bildnachweis

- Abb. 1, 2, 3, 5, 8: Thomas G. Tempel, Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, Inschriftenkommission
- Abb. 4: Rheinisches Bildarchiv Köln
- Abb. 6: Musée d'Unterlinden, Société Schongauer, Colmar
- Abb. 7: Karen Stolleis, Kronberg

Vue du Couvent de Tiefenthal

Eine romantische Ansicht des Klosters
von Christian Georg Schütz, „dem Vetter“.

Die im 18. Jahrhundert eine erste Hochkonjunktur verzeichnenden Kurbäder Schlangenbad und Langenschwalbach¹ (das heutige Bad Schwalbach), deren Heilquellen vorrangig eine aristokratische Klientel anzogen, waren das Ziel der meisten Reisenden, welche im Walluftal den 1771 bedarfsgerecht als Chaussée ausgebauten Weg vom Rheingau in den Taunus belebten. Als markanteste Wegstation präsentierte sich nahe

den Dörfern Rauenthal und Neudorf (heute Martinthal) sowie des Bollwerkes „Klingenpforte“ der Rheingauer Grenzbefestigung, dem sog. Gebüch², das um die Mitte des 12. Jahrhunderts gegründete Kloster der Zisterzienserinnen zu Tiefenthal.³ Diese im Vergleich zu den beiden anderen Rheingauer Frauenzisterzen Gottesthal⁴ und Marienhausen⁵ exponierte Lage des monastischen Gebäudekomplexes mag den in Frank-



Original par G. Schütz le vetter

VUE DU COUVENT DE TIEFENTHAL.
sur le Chemin de Schlangenbad à Walraf.

Gravé par Fey. G. Barye

Abb. 1



Abb. 2: Tiefenthal als Bildungsstätte der Diözese Limburg heute...

furt am Main ansässigen Maler und Radierer Christian Georg Schütz, gen. der „Vetter“ (frz. „neveu“) (1758–1823)⁶ dazu bewogen haben, Tiefenthal in sein umfangreiches Werkprogramm aufzunehmen. Mit seiner hier wiedergegebenen „Ansicht des Konventes zu Tiefenthal“⁷ gebührt ihm – gewiß als Einzigem – das nicht hoch genug zu bewertende Verdienst, eine durch menschliche Unvernunft untergegangene Rheingauer Klosteranlage in ihrem historisch gewachsenen Endzustand der Nachwelt bilddokumentarisch überliefert zu haben! Zu Ehren des Jubilars soll sie im folgenden erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt werden.

Der einer alteingesessenen Winzerfamilie in Flörsheim am Main entstammende Künstler war der Neffe und Patensohn von Christian Georg Schütz dem Älteren, der ihm in seiner florierenden Frankfurter Werkstatt eine solide Malerausbildung angedeihen ließ. Christian Georg Schütz d. Ä. (1718–1791)⁸, einer der erfolgreichsten Landschafts- und Vedutenmaler seiner Zeit in Frankfurt, genöß beim dortigen Bürgertum und auswärtigen Auftraggebern gleichermaßen hohes Ansehen. Leider ist sein umfangreiches Oeuvre ebenso wie das weit gestreute Werk seiner gleichfalls malkünstlerisch tätigen Verwandten bis heute nicht ausreichend im Zusammenhang monographisch erforscht worden.⁹

Der talentierte Neffe, dem wir die Ansicht des Klosters Tiefenthal verdanken, folgte stilistisch

zunächst dem ästhetisch dekorativen Bilderkanon seines noch stark von der niederländischen idealisierenden Landschafts- und Städtemalerei des 17. Jahrhunderts geprägten Lehrmeisters. Des jungen Künstlers aquarellierte Federzeichnungen wurden schon von Goethe als von „bewunderungswürdige(r) Reinheit und Sorgfalt der Ausführung“ gerühmt.¹⁰ Angesichts des konventionellen Formenschatzes des älteren Schütz basiert der spätere zaghafte Ablösungsprozeß des Neffen von den Stiltraditionen seines Onkels auf einer gewandelten, ungeschönten und exakteren Naturbeobachtung und deren primär zeichnerischer bzw. malerischer Umsetzung. Die vermittelnden Grundlagen zu seiner allmählich von der Romantik beeinflussten Seh- und Malweise dürfte sich Christian Georg Schütz der Vetter auf seinen ausgedehnten Studienreisen u. a. im Taunus (Wisperthal), entlang des Rheines,¹¹ in sächsischen und holsteinischen Gebieten sowie in der Schweiz erworben haben.

Diese Entwicklung zu einem selbständigen Stil zeigt sich ansatzweise im vorliegenden Tiefenthal-Blatt, das im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts entstanden und vermutlich einem Druckgraphik-Konvolut von seinerzeit sehr beliebten Ansichten einzureihen ist. Sie wurden aufgrund mehr oder weniger routiniert angefertigter Aquarelle oder Zeichnungen des Veters von serienmäßig produzierenden Stechern vervielfältigt. Die „Vue du Couvent de Tiefenthal“ stammt von der

Hand der heute weitgehend vergessenen Kupferstecherin Regina Catharina Carey, geb. Schönecker (um 1762–um 1818), die vornehmlich in Aquatinta-Technik gearbeitet hat.¹² Bereits in ihrer Geburtsstadt Nürnberg Schülerin des Porträtisten und Stechers Johann Gottlieb Prestel (1739–1808), folgte sie ihm um 1783 in sein renommiertes Frankfurter Atelier. Möglicherweise schon um die Jahrhundertwende verlagerte die Künstlerin ihren Wirkungskreis nach Paris, einer Hochburg graphischer Werkstätten, wo sie ihren Ehenamen Quarry (Quari) zu Carey abänderte. Somit ist nicht auszuschließen, daß die Tiefenthal-Graphik, auch hinsichtlich der französischsprachigen Bildlegende, in der Metropole Frankreichs gestochen und verlegt wurde. Soweit bekannt, existiert nur noch ein weiteres Einzelblatt von Regina C. Carey, das auf eine Vorlage Schütz des Veters zurückgreift: Es stellt das „Bombardement“ der Stadt Mainz im Jahre 1793¹³ dar.

Der Tiefenthal-Stich – eine Aquatinta in Braun – zeigt eine friedliche, stimmungsvolle Klosteridylle, die von einem weiten sommerlichen Himmel mit einer leichten Wolkengruppe überfangen wird. Die Gesamtkomposition ist von einem harmonisch fließenden Übergang zwischen Vorder- und Hintergrund sowie einem effektvollen Kontrast zwischen Licht und Schatten geprägt. Als Kulisse erscheint am linken Bildrand ein finster-schroffer Schiefergesteinsblock, der sich von dem in der Abendsonne aufleuchtenden, dichten Baumbestand des Höhenrückens jenseits des Walulfbaches deutlich abhebt. Auf dem am Kloster vorbeiführenden „Chemin de Schlangenbad à Walauf“ ergehen sich die zeittypischen Staffagefiguren, die sich betont gegensätzlich verhalten: Während ein Wanderer an der Abtei scheinbar achtlos vorüberzieht, bewundern zwei andere Reisende gestikulierend das sich ihnen bietende wirkungsvolle Schauspiel von Natur und Baukunst.

Nähern wir uns nun der schützenden Grenzzone, die Profanes von Geistlichem scheidet: Das Klosterareal ist den Ordensregeln entsprechend umwehrt von einer hohen Mauer,¹⁴ die nur von einer im Kern wohl noch gotischen, von einem Wächterhaus überbauten und nach Süden erweiterten Pfortenanlage¹⁵ unterbrochen wird. Von diesem Torhaus berichten die Klosterarchivalien,

daß 1765 Äbtissin Franziska Cronberg einem Schafhirtenehepaar das „obere stockwerk auf der pforten“ vertraglich als Wohnung anwies.¹⁶ Eine wesentliche Dominante der Ansicht bilden die das Torhaus majestätisch überragenden, schwungvoll gezeichneten Kastanienveteranen, die vom sinkenden Sonnenlicht gerade noch partiell gestreift werden. Die Wiedergabe ihres weitverzweigten, die Kirche in seinen Schatten bannenden Geästes zeugt von einer akribischen Naturbeobachtung. Daneben lassen sich auch die idealisierenden Vorstellungen des Künstlers erkennen, Natur und Architekturkunstwerk miteinander in Einklang zu bringen. Die malerische Gebäudegruppe der Klosterpforte setzt sich zum rechten Bildrand fort, wo der Krüppelwalmdachgiebel eines stattlichen Gebäudes hervorsticht, das sich nach dem Klosterplan von 1810¹⁷ als Schafstall bestimmen läßt. In ihm durfte der Schäfer laut des erwähnten Vertrages von 1765 *keineswegs, weder er selbst noch die seinige mit einer tabakspfeiff oder blossem licht bey vermeidung 5 thaler straaß oder cassation, in dem schaaftstall, heu- oder stroh speicher herumgehen (. . .) sondern je und allezeit sich einer latern gebrauchen und das offene licht zu tragen absolut verboten seyn*. Hinter der Schäferrei – deren Bedeutung gemeinsam mit anderen Erwerbszweigen in der Wirtschaftsstruktur und Handelsbilanz von Zisterzienserinnenklöstern nicht zu unterschätzen ist¹⁸ – und den nur ange deuteten Klausurdächern im Nordosten befindet sich im Herzen der Klosteranlage die imposante Kirche. Das vom Zeichner detailliert erfaßte Gotteshaus wurde infolge der kulturhistorischen Tragödie der Säkularisation zunächst zur Scheune entwürdigt und fiel 1842 samt dem übrigen Klosterkomplex der rücksichtslosen und vollständigen Zerstörung zum Opfer. Nach einer die Kommunität im Jahre 1572 heimsuchenden Brandkatastrophe hatte man statt des mutmaßlich romanischen Vorgängerbaues von 1157¹⁹ die neue Abteikirche errichtet. Sie folgt offensichtlich dem ordensüblichen Schema der einschiffigen, saalartig ausgeformten Zisterzienserinnenkirchen²⁰ der Gotik, mit polygonalem Chorschluß im Osten. Überspannt wird der schlichte Sakralbau von einem gewaltigen Dachstuhl, dessen auffällige Bereicherung zunächst ein an seiner Ostseite



Per te amissum habemus ad filium **B**enedicta tuorum pro genitrici tuae matris salutis **6**

Amar & fili miferentia mea

befindliches Zwerchhaus ist, das auf eine Verwendung des Kirchenspeichers als Vorratsort hindeuten könnte. Im Westteil der Kirche erhebt sich über der Nonnenempore der charakteristische Dachreiter, da den Konventen der Bau großer Glockentürme vom Generalkapitel untersagt war.²¹ Der zierliche Dachreiter ist getreu den strengen Bauvorschriften des Reformordens schmucklos ausgeführt,²² dafür aber umso edler proportioniert: mit seinem achtseitigen Schaft als Glockenstube, bekrönt von einem eleganten Spitzhelm stellt er zugleich die reizvollste Note der Klosterkirche dar.

Die verputzten Wandflächen der Kirche weisen neben den Fenstern als einzige Gliederungselemente einmal abgetreppte, wohl statisch erforderliche Strebepfeiler auf, welche die Annahme eines Gewölbesystems im Kircheninneren nachdrücklich unterstützen. Einem zeitgenössischen Chronisten des Jahres ihrer Ausbeutung als billigem Steinbruch zufolge bildete die Kirche mit ihren schönen Spitzbogenfenstern einen so mahlerischen Prospekt.²³ Diese für uns inzwischen so nachvollziehbare Aussage sowie die bei unserer Zeichnung zusätzlich differenziert angedeuteten Maßwerkfüllungen der Fenster stellen überzeugend den originalgetreuen „Naturbezug“ des Schütz'schen Tiefenthal-Blattes unter Beweis. Für die Entstehungszeit der Kirche ist kunsttopographisch hervorzuheben, daß hier trotz der späten Zeitstellung gezielt gotische Stilmerkmale rezipiert wurden.

Ergänzend zu unserer Betrachtung sei abschließend noch darauf hingewiesen, daß vom ehemaligen Tiefenthaler Kircheninventar nur wenige, teilweise außerordentlich kostbare Kunstwerke der Vernichtung entgangen sind.²⁴

– An erster Stelle das als Reliquie aufbewahrte sogenannte *Bußgewand der hl. Elisabeth von Thüringen* (bräunlicher Wollstoff, 1. Drittel 13. Jh., heute Oberwalluf, Kath. Pfarrkirche)²⁵, eines der äußerst selten erhaltenen Exemplare weltlicher Kleidung des Hochmittelalters.

– Das *Altar-Antependium* (?), eine ikonographisch eigenwillige Leinenstickerei der Nonnen von ca. 1430 (Germanisches Nationalmuseum Nürnberg) mit der Wiedergabe der Auferstehung Christi und den beiden Heiligen Bernhard und Elisabeth von Thüringen.²⁶

– Eine Skulptur des *hl. Michael* (Lindenholz, um 1460, Hess. Landesmuseum Wiesbaden, Sammlung Nassauischer Altertümer).²⁷

– Eine liturgische, deutschsprachige Handschrift (*Regula cantriciis*) mit kolorierter *Muttergottes-Miniatur* (Federzeichnung auf Pergament, um 1450, Hess. Landesbibliothek Wiesbaden, Hs. 86, fol. 1 v), (vgl. Abb. 3).

– Zwei *Kabinettscheiben* mit einem Engel und einem Wilden Mann als Wappenträger²⁸ (Buntglas, um 1500, Hess. Landesmuseum Wiesbaden, Sammlung Nassauischer Altertümer).

– Die *Johannes-Glocke*, vermutlich gegossen von Heinrich von Trier (1560, Rauenthal, Kath. Pfarrkirche).²⁹

– Der ehem. *Hochaltar* (1713, Wiesbaden-Frauenstein, Kath. Pfarrkirche).³⁰

Unsicher in der Zuweisung für Tiefenthal sind dagegen:

– Zwei *figürliche Glasmalereien* (um 1160, Hess. Landesmuseum Wiesbaden, Sammlung Nassauischer Altertümer).³¹

– Eine *Madonnenskulptur* (Lindenholz, Mitte 14. Jh., Hess. Landesmuseum Wiesbaden, Sammlung Nassauischer Altertümer).³²

Bislang für Tiefenthal noch nicht in Anspruch genommen wurde eine silbervergoldete Sonnenmonstranz (1723, Oestrich, Kath. Pfarrkirche)³³

◁ Abb. 3 (Originalgröße): Verehrung der thronenden Madonna durch Äbtissin Guda von Cronberg (reg. 1448–um 1491) und ihre Kantorin (?), stellvertretend für die Klostersgemeinschaft Tiefenthals

Anmerkungen

¹ Vgl. zu Langenschwalbach die Studie von A. Genth, Kulturgeschichte der Stadt Schwalbach. Unveränd. Neudr. d. Ausg. Wiesbaden 1858. Schaun 1983.

² A. v. Cohausen, Das Rheingauer Gebück. In: Nass. Annalen 13 (1874) 148–178.

³ Vgl. C. Dahl, Kurze Geschichte des vormaligen Klosters Tiefenthal im Rheingau. In: Nass. Annalen 3 (1842) H. 2, 71–94; Friedrich Stöffler, Kloster Tiefenthal im Rheingau. In: Rheing. Heimatbriefe 38 (1962) o. S.; Werner Kunkel, Besitz- und Sozialgeschichte des Zisterzienserinnenklosters Tiefenthal im Rheingau. Phil. Diss. Frankfurt a. M. 1980 (Masch.schr.). Das Klosterarchiv befindet sich größtenteils im Hess. Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 87 (zit. HStAW) Einen kurzen Abriss über die Geschichte des „neuen“ Klosters der Genossenschaft der Armen Dienstmägde Jesu Christi in: 75 Jahre Rheingaukreis. Hrsg. v. Leopold Bausinger. Rudesheim a. Rh. (1962) 206 f.

⁴ Vgl. die Untersuchung von Yvonne Monsees, Das Zisterzienserinnenkloster Gottesthal. Geschichte, Verfassung, Besitz. Wiesbaden 1986 (Veröff. Hist. Komm. f. Nassau 42).

⁵ Die Geschichte des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Marienhausen ist trotz der beinahe vollständigen Erhaltung der Klostergebäude inkl. Kirche bislang nicht eingehend aufgearbeitet worden. Zur Frühzeit vgl. Ferdinand W. E. Roth, Zur älteren Geschichte des Klosters Marienhausen. In: Kulturbilder aus der Geschichte des Rheingaus. Rudesheim 1895, Kap. XLI, 80 f.; Wolfgang Klötzer, Die Fundierung des Klosters Marienhausen im Rheingauer Kammerforst. In: Nass. Annalen 73 (1962) 27–36; zur Kirche Ernst Coester, Die einschiffigen Cistercienserinnenkirchen West- und Süddeutschlands von 1200 bis 1350. Mainz 1984 (Quellen u. Abh. z. mittelhess. Kirchengesch. Bd. 46.), 280–283.

⁶ Vgl. die biographischen Daten in: Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Begründet v. Ulrich Thieme, Felix Becker, hrsg. v. Hans Vollmer. Bd. 30, unveränd. Nachdr. d. Ausg. Leipzig 1936, München 1992, Sp. 315 f. (zit. Thieme-Becker).

⁷ Das Aquatinta-Blatt mit der Bildlegende „Vue du Couvent de Tiefenthal sur le Chemin de Schlängenbad à Walauf. Dessiné par G; Schütz le neveu. Gravé par Reg: C. Carey“ (Plattenrand: 262 x 314 mm, Bildgröße 231 x 295 mm) konnte inzwischen durch Vermittlung des Verf. in das Eigentum der Verwaltung der Staatsweingüter Eltville a. Rh., Kloster Eberbach, überführt werden. Von der Hand des Christian Georg Schütz d. Vetter's stammt auch das im Historischen Museum, Frankfurt a. M. befindliche Aquarell mit dem Titel „Das Schlängenbader Tal“, datiert 1810, Inv. Nr. C 9175 d. Es dürfte in zeitlichem Zusammenhang mit der Entstehung der Tiefenthaler Ansicht stehen, wohl in Verbindung mit der Reise des Künstlers in den Taunus, vgl. auch unten Anm. II.

⁸ Vgl. Thieme-Becker (wie Anm. 6) 314 f.

⁹ Gerhard Simmank, Die Malerfamilie Schütz in Flörsheim und Frankfurt. Neustadt a. d. Aisch 1977. Christian Georg Schütz der Ältere 1718–1791. Ein Frankfurter Landschaftsmaler der Goethezeit. Ausstellungskatalog, hrsg. v. Christoph Perels, bearb. von Petra Maisak. Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. Frankfurt a. M. 1991; Christian Georg Schütz der Ältere. Ausstellungskatalog, Historisches Museum Frankfurt a. M. und Stadt Flörsheim a. M. 1992 (Kl. Schr. d. Hist. Mus. Frankf. 46.), darin enthalten auch Werke von Schütz d. Vetter, 95 f., 102 f.

¹⁰ Zit. nach Thieme-Becker (wie Anm. 6) 315.

¹¹ Als Früchte seiner Rheinreise entstanden die Stichserien „38 malerische Ansichten des Rheins von Mainz bis Düsseldorf“, gestochen v. Christian August Günther, Text v. Nikolaus Vogt u. Aloys Schreiber. Frankfurt a. M. 1804; „Rheinlandschaften“, 12 gr. von Anton Radl gestochen u. kolor. Aquatintablätter. Frankfurt a. M. 1809; „Die Rheingegenden von Mainz bis Cöln“, Text v. Johann Isaak v. Gerning, mit 24 Stichen v. Christian Anton Günther. Wiesbaden 1819. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1822, engl. Ausg. London 1820.

¹² Zu ihr vgl. Thieme-Becker (wie Anm. 6) Bd. 5, Sp. 594. Bd. 27, Sp. 501.

¹³ Am 14. April 1793 begann die Belagerung von Mainz durch alliierte Truppen gegen die französische Besatzung und am 18. Juni kam es zur Beschießung von Mainz, die schwere Zerstörungen des Stadtzentrums nach sich zog, vgl. Karl Georg Bockenheimer, Die Belagerung von 1793. Mainz 1883 (Beitr. z. Gesch. d. Stadt Mainz. 6.); Franz Dumont, Das Ende der Mainzer Republik in der Belagerung. In: Mainzer Zschr. 75 (1980) 159–186.

¹⁴ Vgl. Gregor Müller, Die Einfriedung der Klosteranlage. In: Cist. Chronik 33 (1921) 17–21.

¹⁵ Vgl. allgemein zur Pforte Gregor Müller, Die Pforte und die Außengebäude. In: Cist. Chronik 34 (1922) 33–35, 72–74.

¹⁶ HStAW 87/261.

¹⁷ HStAW 87/716, kolorierter Plan, nach älterer Kartenvorlage.

¹⁸ Der hl. Benedikt hatte selbst verlangt, daß alles Notwendige, also neben den Klausurgebäuden auch Bäckerei, Schäferei, Stallungen, Werkstätten und Gärten, sich innerhalb der Klostermauern befinde, vgl. Die Regel des heiligen Benedikt. Eingeleitet u. übersetzt von P. Basilius Steidle. Beuron 1983, II 4 Nr. 676. Vgl. auch Hermann Josef Roth, Zur Wirtschaftsgeschichte der Cistercienser. In: Die Cistercienser. Geschichte, Geist, Kunst. Hrsg. v. Ambrosius Schneider u. a. 3., erw. Aufl. Köln 1986, 528–557; zur Viehhaltung im benachbarten Kloster Gottesthal vgl. Monsees, Gottesthal (wie Anm. 4) 260–265.

¹⁹ Schutzurkunde Papst Hadrians IV. von 1158 Juni 12, vgl. Hess. Urkundenbuch II. Abt. Bd. 1, 70 Nr. 97.

²⁰ Vgl. allgemein Coester (wie Anm. 5).

²¹ Statuta Capitulorum Generalium Ordinis Cisterciensis (...). Hrsg. v. Joseph Maria Canivez. 8 Bde., Louvain 1933–1941 (Bibl. de la Revue d'Hist. Eccl. Fasc. 9–14b.), hier Bd. I, 61 Nr. 16: Verbot der Glockentürme 1157.

²² Vgl. zu den Grundlagen Ludwig Dolberg, Die Kirchen und Klöster der Cistercienser nach den Angaben des „Liber usuum“ des Ordens. In: Stud. u. Mitteilgn. d. Benediktiner-Ordens 12 (1891) 29–54; Ambrosius Schneider, Der Baubetrieb der Cistercienser. In: Die Cistercienser (wie Anm. 18) 54–63; ders. Die cisterciensische Klosteranlage. In: Ebd. 64–69.

²³ Vgl. Dahl (wie Anm. 3) 83 f.

²⁴ Zum Inventar vgl. Otto Fink, Kirchengut aus Tiefenthal in den Getheshäusern der Nachbarschaft. In: Mitteilungsbl. z. rheinisch-hess. Landeskd. 9 (1960) H. 3, 259–261.

²⁵ Vgl. Die Zeit der Stauer, Ausstellungskatalog, Hrsg. v. Reiner Haussersh, Württ. Landesmuseum. Stuttgart 1977, Bd. I, 620 Kat.-Nr. 779; Ausstellungskatalog 800 Jahre Deutscher Orden, Gütersloh/München 1990, 19 f. (Abb.).

²⁶ Vgl. Germ. Nationalmus. Nürnberg, Tätigkeitsbericht 1976, 5; Leonie von Wilckens, Das Tiefenthaler Altarantependium. In: Anzeiger d. German. Nationalmuseums Jg. 1977, 139–140; auch dies., Die textilen Künste. Von der Spätantike bis um 1500. München 1991, 244 Abb. 276.

²⁷ D. Heubach, Der hl. Michael von Tiefenthal. In: Nass. Heimatbl. 19 (1915/16) 88–91.

²⁸ Vgl. Günther Kleineberg, Der wilde Mann und ein Engel auf zwei Kabinettscheiben aus Kloster Tiefenthal. In: Wiesbadener Leben 2 (1977) 6–8.

²⁹ Vgl. Yvonne Monsees, Die Rauenthaler Johannesglocke – aus Kloster Tiefenthal? In: Rheingau-Taunus-Heimatbrief 4 (1990) Nr. 1, 16.

³⁰ Ludwig von Döry, Der Hochaltar von Wiesbaden-Frauenstein. In: Mainz und der Mittelrhein in der europäischen Kunstgeschichte. Hrsg. v. F. Gehrke. Mainz 1966, 479–492.

³¹ Vgl. D. Heubach, Eine hochgotische Madonna des Wiesbadener Museums. In: Mitteil. d. Vereins f. Nass. Altertumskd. u. Geschichtsforsch. 15 (1912) 109; Günther Kleineberg, Drei Madonnen aus romanischer und gotischer Zeit. In: Wiesbadener Leben 6 (1976) 7–9.

³² Vgl. Rita Otto, Zu vier mittelrheinischen Glasfenstern des 12. Jahrhunderts. In: Mainzer Zschr. 66 (1971) 1–8.

³³ Die Säkularisationsakten Tiefenthals im HStAW enthalten den Hinweis der Vergabe einer Monstranz an die Pfarrkirche zu Frauenstein. Dort ist sie mit der heute vorhandenen Barockmon-

stranz (Stiftunginschrift des Mainzer Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn) nur schwerlich – wenn überhaupt – zu identifizieren. Umso „verdächtiger“ ist ein am Schaft der Oestricher Monstranz eingraviertes Abteimonogramm, das einen Krummstab in Verbindung mit den Buchstaben *C(ONVENTUS) D(IEFFENDAL)* zeigt. Hier könnte es sich um ein eindeutiges „Provenienz-Siegel“ Tiefenthals handeln. Die bislang in der Literatur vermutete Herkunft der Monstranz aus Eberbach ist m. E. ohne strenge Beweisführung unhaltbar. Woher und wie das vom Augsburger Goldschmied Johann Christian Laminet (s. Meistermarke, Beschauzeichen und Datierung am Monstranzfuß) gefertigte Ostensorium allerdings nach Oestrich gelangte, bleibt vorerst ungeklärt; vgl. auch Katalog d. Jubiläumsausstellung Die Zisterzienser und Kloster Eberbach. Wiesbaden, Eltville 1986, 62.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Thomas G. Tempel, Akad. d. Wissensch., Mainz.

Abb. 2: Dr. Yvonne Monsees, Wiesbaden.

Abb. 3: Ed. Restle, Museum Wiesbaden.

Bemerkungen zum Grabmal des Mainzer Erzbischofs Gerlach von Nassau († 1371) im ehem. Kloster Eberbach

Jedem Besucher, der die Kirche des ehemaligen Zisterzienserklosters betritt, fällt im Chor das sog. „Hochgrab“ auf, das allerdings in wesentlichen Bereichen nicht mehr seiner ursprünglichen Form entspricht. In der Literatur wurde das Grabmal immer wieder erwähnt, doch steht eine eingehende kunsthistorische Untersuchung bislang immer noch aus.¹

Am 12. Februar 1371 starb Erzbischof Gerlach von Nassau, Enkel des deutschen Königs Adolf von Nassau († 1298)² und Sohn Gerlachs I. von Nassau in Aschaffenburg an den Folgen einer gewaltsamen Blasensteinbehandlung.³ Seine Leiche wurde nach Eberbach überführt und dort mit *großer Feierlichkeit* beigesetzt. Hintergründe seiner Sepultur dürften neben den zeitpolitischen Gründen⁴ die Residenz der Mainzer Erzbischöfe in der nahegelegenen Burg zu Eltville,⁵ aber auch die persönliche Grabwahl Gerlachs⁶ gewesen sein. Die Mönche trugen das Todesdatum des Verstorbenen, den sie als *nostrī monasterii fautor et promotor fidelissimus* (unseres Klosters treuster Gönner und Förderer) bezeichneten, in ihr Seelbuch ein und vermerkten dazu die an seinem Jahrgedächtnis vorzunehmenden liturgischen Handlungen.⁷

Bestattungen in Zisterzienserkirchen

Die Annahme von ordensfremden Verstorbenen zur Bestattung innerhalb der Klostermauern war keinesfalls selbstverständlich, sondern lief der Zisterzienserregel ursprünglich zuwider. Eine Bestattung von Laien wurde noch 1134 abgelehnt bzw. auf einen engen Kreis von Freunden, Stiftern und Gästen des Klosters (*ad sepulturam* (...))

duos tantummodo quos voluerimus de amicis, de familiaribus nostris cum uxoribus suis – zur Bestattung aber wollen wir nur zwei Kategorien annehmen, nämlich Freunde und unsere Familien mit ihren Frauen) beschränkt;⁸ später dann aber erweitert: So durften 1152 (ergänzt 1180) nur Könige und Königinnen, Erzbischöfe und Bischöfe in der Klosterkirche bestattet werden. *Bischöfe durften wohl aufgrund ihrer Lehr- und Weihegewalt als übergeordnete geistliche, Könige in ihrer Funktion als eigentliche weltliche „Herren“ der einzelnen Klöster in ihnen begraben werden.*⁹ Die Generalkapitelsprotokolle des 12. und 13. Jahrhunderts verzeichnen zahlreiche Bestrafungen von zuwiderhandelnden Äbten, die den Schluß zulassen, daß man sich mancherorts nicht (mehr) an die strengen Verbote hielt. Ausnahmegenehmigungen kamen hinzu. 1265 erfolgte die zusätzliche Bestimmung, daß der Chor einer Zisterzienserkirche (*in majoribus ecclesiis*) dem genannten Personenkreis vorbehalten werden sollte.

Allgemein galt für Grabplatten als Decksteine der in die Erde gesenkten Gruft¹⁰ die Statuten des Generalkapitels von 1191 bzw. 1194, denzufolge die Platten solcherart beschaffen – also (weitgehend) relieflos oder verdeckt – sein sollten, daß der Fuß des Darübergehenden keinen Anstoß nehme.¹¹ Bedingt durch den Stand der zunächst nur hochrangigen Persönlichkeiten, die in Zisterzen bestattet werden durften, wurde die Strenge des Bildnis- und Skulpturverbotes gelockert. Erst 1253 wurden die Grabmäler fürstlicher Personen von dem Gebot der Vereinfachung ausgenommen.¹²

Mit der päpstlichen Erlaubnis zur Annahme von Erbschaften 1256 für Eberbach¹³ war die Sepultur von ordensfremden Personen erleichtert

worden. So stellt das Begräbnis des Kölner Bürgers und Eberbacher Hofmannes Werner Sackman wohl 1269 in Eberbach eine der frühesten nachweisbaren Sepulturen an bevorzugtem Platz dar.¹⁴ Waren die Begräbnisse bis ins erste Dezennium des 14. Jahrhunderts noch selten, so erlangte Eberbach mit der Bestattung des Grafen Eberhard I. von Katzenelnbogen 1311 und der damit verbundenen Begründung des Erbbegräbnisses des Grafenhauses bis ins 15. Jahrhundert hinein große Bedeutung als Begräbnisplatz.¹⁵

Das „Freimonument“

Einige der bisherigen Bearbeiter der Klosterkirche – Karl Rossel, Leopold Stoff, Carl Schäfer und Paul Smets – rekonstruierten das Gerlach-Grabmal als Freimonument mit zwei Rippengewölben und sechs Bündelsäulchen, das sich über der Tumba des Erzbischofs erhob. So formulierte Karl Rossel 1862 in seiner Untersuchung der Klosterkirche: *Epochemachend war (...) die Aufrichtung des großartigen Grabmonumentes (...) das (...) mitten in der Kreuzvierung freistehend, dem Hochaltar unmittelbar gegenüber, seine Stelle gefunden.*¹⁶ Dabei postulierte er *eine späte Renovation der Kirche unter Abt Valentin von Rauenthal († 1618)*, wobei man das Kunstwerk an die Nordwand des Chores versetzt habe. Leopold Stoff fuhr 1886 im dritten Band der Geschichte Eberbachs fort: *Dem vorhandenen Teil entsprach ein anderer, der in einer durch drei Bogen hergestellten Verbindung mit diesem die liegende Figur Gerlachs ringsum einschloß. Das so beschaffene Monument stand in der Vierung der Kirche.*¹⁷ Diese Meinung wurde von Carl Schäfer wahrscheinlich u.a. als Äußerung des längst verstorbenen Eberbacher Paters Hermann Bär gewertet und führte zur Konkretisierung der Fiktion des Freimonumentes in Form einer Rekonstruktionszeichnung von 1901,¹⁸ die von Ferdinand Luthmer in dessen Kunstdenkmälerband wiederholt wurde.¹⁹ Daß ein solches freistehendes Tumbengrab den Ordensvorschriften zuwiderlief und liturgisch sogar unmöglich war,²⁰ bedachte keiner der genannten Bearbeiter. Die von Fischel bereits 1923 vorgetragenen Bedenken gegen die bisherigen Rekonstruktionsversuche als freistehende

Grabanlage erfuhr dagegen kaum Beachtung. Sie mutmaßte, ob es sich bei der Eberbacher Anlage nicht ursprünglich um ein Heiliges Grab gehandelt haben könnte, in das die Grabplatte des Erzbischofs lediglich eingefügt wurde. Ein in der Vierung aufgestelltes Hochgrab hätte zudem den Raum versperrt.²¹ Sie verfolgte diesen Rekonstruktionsvorschlag jedoch nicht weiter. So hieß es in der 4./5. Auflage von Paul Smets Veröffentlichung „Die Abtei Eberbach“ 1943 weiterhin in fast wörtlicher Anlehnung an Rossel: *In der Kreuzführung, d.h. an der Stelle, an welcher Chor, Querschiff und Schiff zusammenstoßen, befand sich lange Zeit das Grab des Grafen Gerlach (...). Dieses großartige Monument, um das man frei ringsumwandeln konnte, bildete fast 400 Jahre (...) den Glanzpunkt stauender Bewunderung.*²² Die Veränderung zu dem heute vor Augen stehenden Zustand datierte er – wohl in Unkenntnis archivalischen Materials – in die Zeit um 1750. Die Fiktion eines Freimonumentes wurde noch bis in die sechziger Jahre unseres Jahrhunderts aufrechterhalten,²³ obwohl Hanno Hahn bereits 1952 durch eingehende Untersuchungen des mühsam zugänglichen Grufttraumes feststellen konnte, daß es sich wohl nie um ein Freimonument gehandelt hat.²⁴

Die Quellen

In seinen Anmerkungen zum 3. Band der „Diplomatischen Geschichte der Abtei Eberbach“ von Pater Hermann Bär schrieb Leopold Stoff 1886 zum Grabmal des Erzbischofs: *(...) so erscheint doch auch dem weniger geübten Auge das Grabmal, wie es jetzt da steht, als etwas Unvollständiges, als etwas, das seine ursprüngliche Form verloren hat.*²⁵ Wie haben wir uns diese Form nun vorzustellen?

Sieht man sich in der spärlichen Quellenüberlieferung zum Wandgrab um, so wird man zwei Hinweisen des 17. Jahrhunderts besondere Bedeutung zumessen, stammen sie doch von Augenzeugen.

Die im Rosselschen Werk enthaltene Bemerkung, man habe das Grabmal unter Abt Valentin Molitor (1600–1618) erst an seinen späteren Standort im Chor gebracht, könnte allenfalls auf

einer Nachricht in dem vor 1618 begonnenen „Catalogus abbatum monasterii“ beruhen. Darin steht zur Amtszeit des Abtes unter anderem, daß unter diesem Klosterleiter etliche Umbau- und Renovierungsarbeiten auf der Grangie in Limburg und auf dem Neuhof vorgenommen wurden, ebenso im Eberbacher Klausurbereich und in der Kirche: *templum Ebrbacense quodammodo renovatum, amplissima altaria erecta (...)*.²⁶ Der lateinische Text bietet jedoch keinen eindeutigen Hinweis auf das Gerlach-Grabmal, sondern befaßt sich mit der Erneuerung und prunkvollen Ausschmückung des Hochaltars.

a. Georg Helwich

Das Gerlach-Monument war Bestandteil der Inschriftensammlung des Mainzer Domvikars Georg Helwich, der das Kloster 1612 und 1614 besuchte und bei dieser Gelegenheit die adligen Grablegen und deren Inschriften und Wappen verzeichnete. Er nannte das Grab Gerlachs ein *monumentum in muro elevato*,²⁷ ein in der Wand erhöhtes Monument, doch verlor er zur Gestaltung desselben kein weiteres Wort. Lediglich ein dem Monument beigegebenes, auf einer Tafel aufgezeichnetes 56zeiliges Grabgedicht überlieferte er zusätzlich (s. unten).

b. Henrich Dors

Lage und Aussehen der Anlage zur Zeit des 17. Jahrhunderts vermittelt uns dagegen eine erhaltene Tuschezeichnung, die der Altweilnauer Maler Henrich Dors für seine Auftragsarbeit, ein Epitaphienbuch des gräf-

lichen Hauses Nassau, 1632 anfertigte.²⁸ (Abb. 1) Dors beschrieb das Monument als *in dem hohen Chor uf der rechten (d.h. mit Blick ins Kirchenschiff) Seiten des Altars* befindlich. Er zeichnete das Denkmal mit Blick auf die dem Chorinneren zugewandten Schauseite.

Demzufolge stand die Anlage an drei Seiten frei in den Raum hinein und zwar in der Breite der erzbischöflichen Grabplatte vor der Wand; dies wurde später durch Hahns Untersuchungen bestätigt. Die Schaufront war von einem zweijochigen, mit Kreuzrippengewölben überdachten Architekturbaldachin überfangen, der auf drei freistehenden Bündelpfeilern und drei rückwärtigen Wandvorlagen ruhte. Die Schmalseiten trugen vom vorderen Pfeiler bis zur Rückwand gotische Maßwerkbogen, deren Ansätze heute noch erkennbar sind. Unter dem Baldachin standen die Figuren der hl. Barbara, Agnes, Katharina und Maria

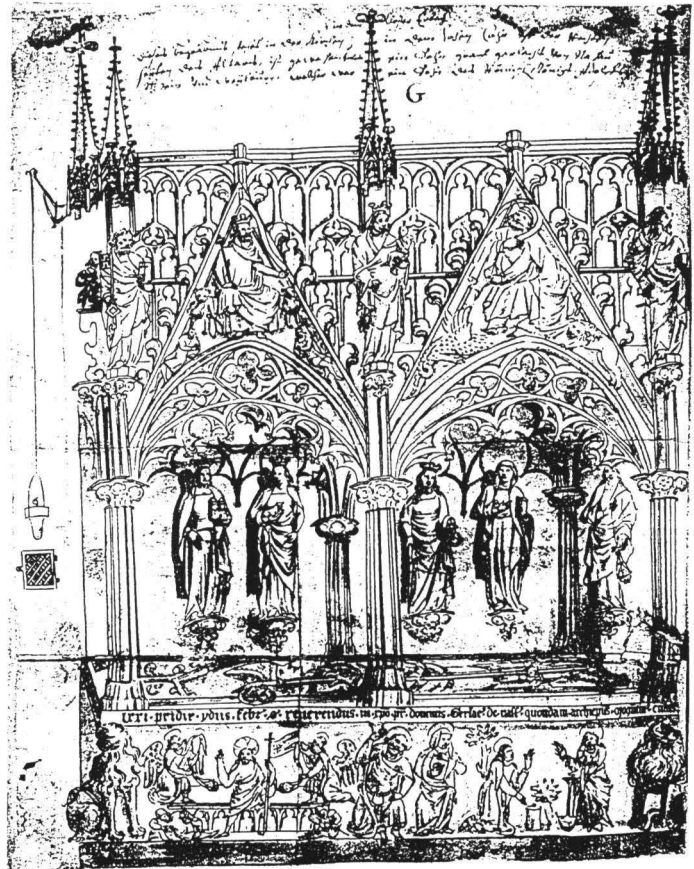


Abb. 1: Das „Hochgrab“ Erzbischof Gerlachs von Nassau; Zeichnung von Henrich Dors (fol. 22v.).

Magdalena auf kleinen Konsolen. Der rauchfaß-schwingende Engel rechts dürfte außerhalb der Architektur angebracht gewesen sein. Diese plastischen Heiligenfiguren hielt Karl Rossel, der die Zeichnung zwar kannte, aber nicht zu interpretieren verstand, für „al fresco“ ausgeführte Wandmalereien. Am linken Wimberg standen zwei Figuren: Neben Petrus mit dem Schlüssel ist der Torso einer Johannesfigur mit Kelch auf einem heute noch erkennbaren Unterbau der Renaissancezeit auszumachen; daraus könnte auf die Existenz eines Pendants (Evangelist?) geschlossen werden. Die Grabplatte mit der Abbildung des fast jugendlich wirkenden Erzbischofs und zwei Engeln zu seinen Häupten war in den Unterbau horizontal eingelassen, so daß man die Liegefigur tatsächlich ähnlich einer Heilig-Grab-Anlage vor Augen

hatte. Die Grabinschrift war auf der kurzen Querseite der Platte und der linken Längsseite in gotischer Minuskelschrift eingehauen. Dors war sich hinsichtlich der Perspektive unklar. Aufgrund der zeichnerischen Fehlerhaftigkeit sowohl der östlichen wie auch der westlichen Schmalseite des Grabmonumentes ist ein Standortwechsel beim Zeichenvorgang anzunehmen.²⁹

Die Veränderungen der Barockzeit

Die Veränderungen des Gerlach-Denkmal zur heutigen Form (Abb. 2) entstammen im wesentlichen dem frühen 18. Jahrhundert. 1707 war im Zuge der Kirchenrenovierung der Chorboden um

einen Meter erhöht³⁰ worden.

Unter Abt Michael Schnock (1702–1727) wurden die Schmalseiten abgeschlagen und die Grabplatte Gerlachs I. erhoben. Am 26. September 1707 öffnete man im Beisein des Abtes und des ganzen Konvents die Gruft des Erzbischofs, *und ist der Körper bey 10 Schuh tief und einem gewölb in einem von quater steinen auffgemaertem sarck in folgender kleidung gefunden worden, der körper (...) ist noch ganz ordentlich mit kreuzweiß übereinandergeschlagenen händen in seinen gliedmasen dargelegen. Kleidungsreste umgaben das Skelett: ein taf-tene(s) oberkleid, worüber die stohl, manipel und messgewand von purpurfarb, ein gewebeneß weisses willen [wollenes] stück vom ertz-bischofflichen pallio (...) hatte auf dem kopf eine dinne weiße*

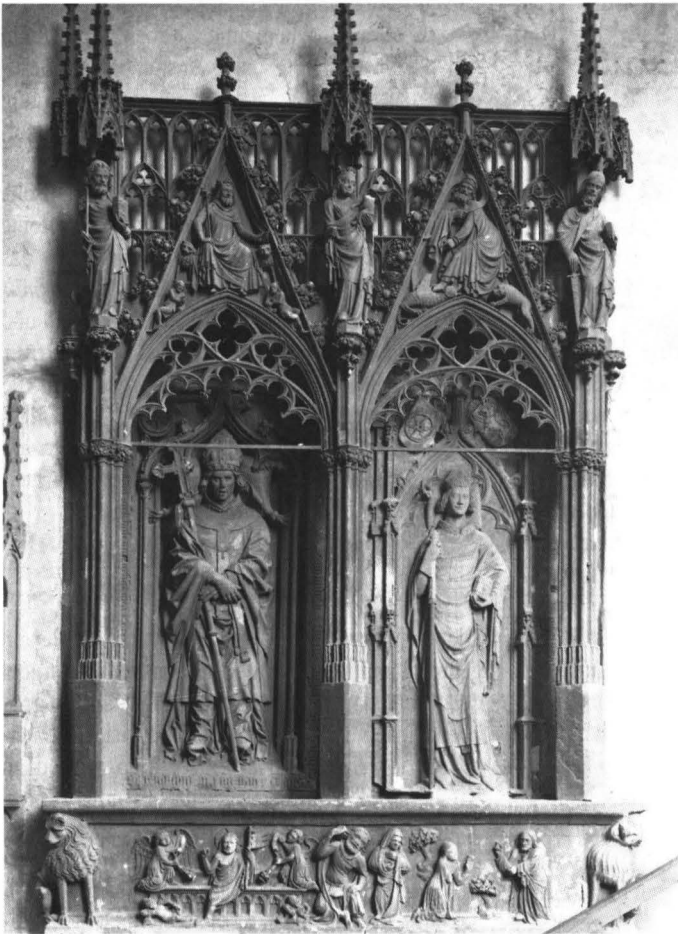


Abb. 2: Das „Hochgrab“ heute. Foto: Tempel.

ohrhaupt, das gebein ahm hohlleib, rückgrad und rippen seind alle verwesen gewesen zweifelß ohn wegen deß darbey gelegteß ongelöschtes kalß.³¹ Zwei junge Professmönche entnahmen die Gebeine und bargin sie in einem Eichenkasten, der *under den ausgehauenen stein eingemauert* wurde.

Die Überreste des Erzbischofs Adolf II. von Nassau wurden am 12. Oktober erhoben: *und ist der Körper, so 6 schuh und 3 zoll lang gewesen, noch ordentlich mit kreuzweiß übereinander geschlagenen händen in der Erd neben des Gerlaci gewölb gelegen, daß gebein ist ohn kleidung gewesen, auff dessen brust ein zinerne paten zu sehen ware, welche gebein dan ebenfalß in ein aichen kasten gelegt und under daß auffgerichtete epitaphium erhoben und eingemauert worden.*³²

Die Leiche ruhte in der von Helwich als *monumentum elevatum* bezeichneten, von Dors 1632 dagegen als in die Erde unter einen Holzdeckel vor den Stufen des Hochaltars versenkten Grabgruft. Die Gruftplatten der beiden Erzbischöfe aus dem Hause Nassau wurden nun solcherart in die verflachte Nische des verstümmelten Wandgrabes eingemauert, daß sie senkrecht an der Wand standen. Um sie gänzlich sichtbar zu machen, erhöhte man die Baldachinstützen mit den drei prismatischen Sockelstücken um ca. 72 cm. Durch die Reduktion des Gerlach-Monumentes war eine freie Sicht auf den neuen Hochaltar gewonnen, dessen aufgemauerter Unterbau in den 1930er Jahren von J. Deurer freigelegt wurde.³³ Die noch bis 1803 vorhandene, dann willkürlich zerstörte Grabplatte des dritten Mainzer Erzbischofs, des nur zwei Jahre amtierenden Johannes von Luxemburg-Ligny († 1373), wurde 1707 ebenfalls versetzt, der Leichnam aber unverändert im Grab belassen.

Die verstümmelte und umstrukturierte Grabanlage erhielt sich durch alle Wirren des Eberbacher Schicksals – Gefahren drohten vor allem mit der Säkularisation und der damit verbundenen Aufhebung der Abtei Eberbach am 18. September 1803.³⁴ Hatte man bereits die in unserem Gebiet einzigartige – und der Grablege der Landgrafen von Hessen in der Elisabethkirche zu Marburg wohl vergleichbare – Grablege von 16 Grafen und Gräfinnen des Hauses Katzenelnbogen bis auf die heute noch erhaltenen Reste willkürlich zerstört

und die Figurengrabplatte des dritten Mainzer Erzbischofs achtlos zerschlagen, so machten solche Ideen auch vor dem „Hochgrab“ nicht halt. Es war der Initiative des Direktors der damals in Eberbach eingerichteten Irren- und Korrekptionsanstalt, Philipp Heinrich Lindpaintner und seinem Freund, dem Sekretär des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung und späteren Direktor des Mainzer Römisch-Germanischen Zentralmuseums, Friedrich Gustav Habel³⁵, zu verdanken, daß das Monument vor dem Abbruch bewahrt blieb.³⁶ Lindpaintner betonte in offiziellen Schreiben an die nassauische Regierung, daß das Grabmal für einen Abtransport zu groß sei; er ließ es schließlich 1818 mit einem Bretterverschlag versehen, um es, wie er schrieb *dem Auge des darum Anstoß findenden Frömmings zu entziehen*.³⁷ In Wirklichkeit tat er dies aber wohl, um die Grabmalsanlage vor weiterer Beschädigung zu bewahren. Bald erregte der Bretterverschlag Anstoß bei den Besuchern, so daß die Idee entstand, den Chorraum mittels einer Holzwand vom übrigen Raum zu teilen und zugleich das Gerlach-Monument wieder freizulegen. In seinem Brief an die nassauische Landesregierung vom 20. November 1822 betonte Lindpaintner schließlich unverblümt, daß das geschichtsträchtige Monument dem *Vandalismus der neuern Zeit* dringend zu entziehen sei und unbedingt erhalten werden müsse – ein Aufruf, dem schließlich durch die Verfügung des für die Situation durch seinen Besuch vom 21. Juni 1834 in Eberbach sensibilisierten Herzogs Wilhelm von Nassau-Weilburg zur Rettung aller noch vorhandenen Grabmäler Folge geleistet wurde.

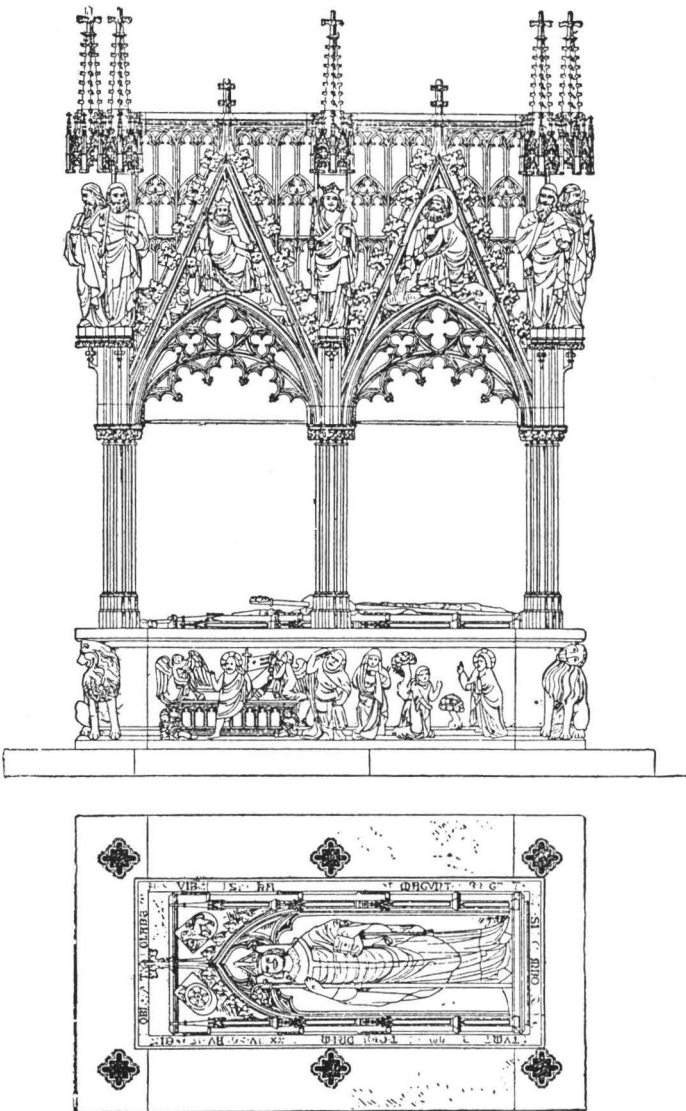
Die Grabplatte Gerlachs

Die Grabplatte wurde aus rotem Mainsandstein gefertigt und steht damit in Gegensatz zu dem bei der Architektur verwendeten hellen, später grau überstrichenen Tuffstein. Zu sehen ist die flachreliefierte Ganzfigur des jugendlich wirkenden Kirchenfürsten im Bischofsornat. Er umgreift mit seiner behandschuhten rechten Hand den Bischofsstab, mit der Linken das Buch, das vielfach auf Kleriker-Grabmalern attributiv verwendet wird.³⁸ Die Gestalt wird umgeben von der am

Mittelrhein häufig vorkommenden Architekturrahmung in Form eines aus zwei übereck stehenden Fialentürmchen herauswachsenden, krabbenbesetzten Kielbogens, dessen Kreuzblume die obere Plattenleiste erreicht. In der Gestalt des Kirchenfürsten finden sich nahe Bezüge zu der Grabplatte des 1330 verstorbenen Mainzer Domkantors Eberhard von Oberstein.

Ursprünglich befanden sich zwei Engel als Seelengeleiter zu Häupten des Erzbischofs, ähnlich wie auf der Grabplatte des Domkantors. 1707 abgeschlagen und durch die beiden aufgelegten

Wappen Mainz und Nassau ersetzt, sind heute unter diesen Reste der Engelsflügel sichtbar. Die auf der Zeichnung von Dors wiedergegebene, auf der Längsseite eingemeißelte und dem Zeugnis des Verfassers des „Catalogus abbatum“ zufolge in gold ausgemalten (*litteris inauratis*) Grabinschrift ist noch vorhanden, aber durch die Einsetzung in die Wandfläche verdeckt. 1707 übertrug man auf den sichtbaren Randleisten den bekannten Text gleichfalls in gemalten, *goldenen buchstaben*.³⁹ Die Grabinschrift in der Abschrift Helwicks lautete: *Anno domini m ccc lxxi pridie idus februarii obiit reuerendus in Christo pater dominus Gerlacus de Nassau quondam archiepiscopus moguntinensis cuius anima requiescat in pace.*⁴⁰ (Im Jahre des Herrn 1371, am Tag vor den Iden des Februar starb der ehrwürdige Vater in Christo, Herr Gerlach von Nassau, einst Mainzer Erzbischof, dessen Seele in Frieden ruhe).



*obiit reuerendus in Christo pater dominus Gerlacus de Nassau quondam archiepiscopus moguntinensis cuius anima requiescat in pace.*⁴⁰

(Im Jahre des Herrn 1371, am Tag vor den Iden des Februar starb der ehrwürdige Vater in Christo, Herr Gerlach von Nassau, einst Mainzer Erzbischof, dessen Seele in Frieden ruhe).

In diesem Zusammenhang müssen wir noch kurz auf die oben erwähnte, von Carl Schäfer angefertigte Rekonstruktionszeichnung zurückkommen, die hier in der Übernahme Luthmers abgebildet ist. (Abb. 3). Schäfer hatte 1885 vom Verein für Nassauische Geschichtsforschung den Auftrag zur näheren Untersuchung der Abteigebäude erhalten.⁴¹ Das Grabmal Gerlachs von Nassau gab er in zwei Rekonstruktionszeichnungen wieder, wobei die Ansicht der Gesamtanlage im wesentlichen

Abb. 3: Das „Hochgrab“; Rekonstruktionszeichnung nach Carl Schäfer.

dem vor Augen stehenden Befund entspricht, bis auf die als Liegefigur eingefügte Grabplatte des Erzbischofs, worin Schäfer der Zeichnung des Henrich Dors von 1632 folgte. Darunter bildete Schäfer eine Aufsicht auf die erzbischöfliche Grabplatte ab. Wir sehen zwar die Umrisse der Grabfigur mit Architektur und den beiden Wapen, wie sie heute noch zu sehen ist. Stutzig macht jedoch der Blick auf die auf dem Rand umlaufende, offensichtlich zu Schäfers Zeiten weitgehend zerstörte Grabinschrift. Wir erinnern uns: Dors bildete die Grabplatte Gerlachs mit der Beschriftung einer gotischen Minuskel (Kleinbuchstabenschrift) ab, wie sie heute durch Tastbefund in einer Wandbeschädigung tatsächlich am Stein auszumachen ist. 1707 war die Grabinschrift neu auf den Rand der Grabplatte aufgemalt worden, da durch die Einmauerung in die Wand ja die ursprüngliche nicht mehr sichtbar war. Der Wortlaut dieser Zweitanfertigung entsprach dem Original. Die hier wiedergegebene Grabinschrift zeigt demgegenüber eine gotische Majuskelschrift (Großbuchstaben). Der Autor betonte, er habe das Grabmal *abgebildet und dabei (...)* *das Schriftband, das auf dem äusseren Rande gestanden hat und jetzt ganz zerstört ist, durch Andeutung einiger Buchstaben ergänzt.*⁴² Dabei legte er Wert auf die Feststellung, daß er alle sichtbaren Buchstaben willkürlich ergänzt habe. Ganz so willkürlich, wie er dies schilderte, war es allerdings nicht. Schäfer übertrug nämlich Textpassagen aus der noch erhaltenen Grabinschrift des Mainzer Domkantors Eberhard von Oberstein, dessen Figurengrabplatte heute an der Ostwand der Südkapellenreihe angebracht ist und deren vollständiger Text lautet: *NOBILIS · ET · P(RE)CLARE FAME / VIR · D(OMI)N(V)S · EBIRHARD(VS) · DE · LAPI[DE] · QVONDAM E(C)CL(ES)IE · MAG[VNTI](NE) · CA(N)TOR · MAGNIF(IC)VS · HVIC · / TVMVLO · [SVB]IACET · Q(VI) · OBIIT · A(N)NO · [D(OMI)NI · M] CCC · XXX · [I(N) VIGILIA] · B(EA)TORV(M) · SERGII // ET BACHI* (Der Mann von edlem und ausgezeichnetem Ruf, Herr Eberhard von Stein, einst vorzüglicher Kantor der Mainzer Kirche, der hier im Jahre des Herrn 1330 am Vorabend des Festtages der hll. Sergius und Bachus [6. Oktober] verstarb, ruht hier unter diesem Grabmal). So stellt sich die Frage, ob Schäfer

das noch vollständige Formular der Oberstein-Platte willkürlich kürzte und auf das Denkmal Gerlachs von Nassau übertrug, oder ob er tatsächlich einen bereits verstümmelten Text transkribierte. Dieser Fall hätte die Konsequenz für das ältere Denkmal, daß man dessen (damals weitgehend zerstörten) Text nach den bekannten Überlieferungen – etwa Bärs Epitaphienabschriften, die dem Nassauischen Altertumsverein übereignet waren⁴³ – neu ergänzt hätte. Dies würde auch Textabweichungen von Helwicks Syntagma-Überlieferung und dem heutigen Befund sowie die mitunter merkwürdige und nicht herstellungszeitkonforme Buchstabenbildung erklären helfen; daß das Oberstein-Denkmal überarbeitet wurde, steht aufgrund der deutlich erkennbaren Flickstellen der Inschrift zudem außer Frage.

Die Gruft

Hahn fragte in seiner Dissertation von 1952, ob nicht die gesamte Grabanlage vor der Niveauerhöhung von 1707 direkt auf der Gruft aufsaß.⁴⁴ Er kam zu dem positiven Ergebnis: *(...) der gesamte Aufbau saß tiefer*, wobei das Gewölbe über dem heutigen Sockel mit Tumba begann.⁴⁵ Bis zum ehemaligen (und heutigen) Chorboden blieben ca. 85 cm – die Höhe der alten Tumba – übrig. Der heute noch erhaltene Gruftraum („sarck“) besteht nach Hahn aus einer flach überwölbten, 248 x 72 cm, im Scheitel des Gewölbes ca. 130 cm hohen, aus Tuffsteinen gemauerten Nische. (Abb. 4) Auf der Südseite besitzt die Gruft einen flachen Segmentbogen, der die Gruftöffnung nach oben verengt. Hahn gelang der Nachweis, daß tatsächlich die Tumba des Erzbischofs direkt auf dem alten Boden genau über der Gruft ruhte.⁴⁶ Die Platzverhältnisse ließen die Aufstellung der von Dors gezeichneten Heiligenfiguren – der hl. Maria Magdalena mit Salbgefäß und des erwähnten Engels mit dem Weihrauchfaß – mühelos zu.⁴⁷ Hahns Ergebnis war eindeutig: *Die Gruft im Eberbacher Presbyterium und das darüber befindliche „Hochgrab“ bildeten die zusammengehörige und auch innerhalb der Kirche niemals auseinandergerissene Grabanlage Erzbischofs Gerlach von Mainz in Form eines baldachingekrönten Wandnischengrabes.*⁴⁸

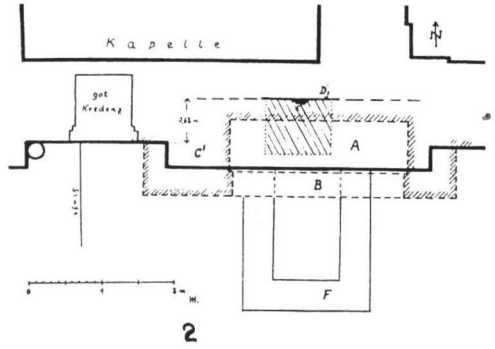
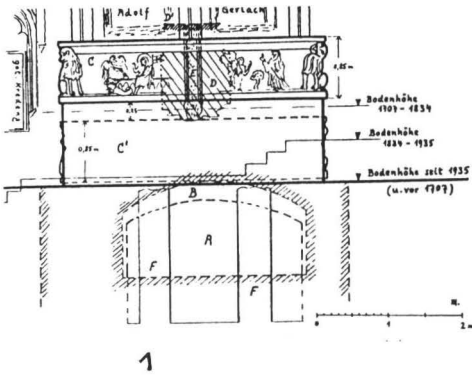


Abb. 4: Hanno Hahn nach Plänen v. J. Deurer: 1. Hochgrabsockel mit Chorgruft darunter; 2. Grundriß der Chorgruft.

Baldachin- und Wandnischengräber

Das reiche Variantenspektrum der Grabmalsformen, die mit den kunsthistorischen Termini „Tumba“, „Wandgrab“, „Wandnischen- und Baldachin-Grab“ belegt sind, kann hier keinesfalls ausbreitet werden, doch ist eine kleine Umschau angebracht.

Die Hauptmerkmale des vor allem in Nordfrankreich geschaffenen und in zahlreichen Varianten ausgebildeten **Nischengrabes** sind die Setzung eines Sarkophages in oder an die vertikale Innenwand eines Kirchengebäudes, wobei ausgeprägte „echte“, d.h. in die Mauer eingetiefte Nischengräber eine altertümliche Form darstellen. Damit verknüpft ist die Darbietung des Verstorbenen und die Umsetzung der „elevatio animae“, der Aufhebung der Seele in den Himmel, als altes sepulkral-kulturelles Thema. Kurt Bauch wies darauf hin, daß das Nischengrab seine plastische Form *in seinem Anschluß an Darstellungen von Totenfeiern auf Heiligenleben*⁴⁹ gewonnen hat, die öfter auf den Vorderwänden von Sarkophagen vorkamen, wobei sicherlich eine Vorbildwirkung antiker Arkosolgräber gegeben ist. Die Formen variieren von Steinplatten, die erhöht auf einem **tumulus** in der Wandnische liegen, unter denen der Leichnam in einer vermauerten Öffnung bestattet wird hin zu in Wandnischen stehenden Sarkophagen, die mit Halbsäulen, Arkaden, Ornamenten und Figürchen verziert oder aber schmucklos sein können. Christliche Begleitmo-

tive entwickelten sich zu ornament- oder figurenreicher Ausgestaltung der Sarkophagwände; beliebt wurden Szenen aus den Themenkreisen des Jüngsten Gerichtes und der Auferstehung der Toten, Evangelisten- und Heiligenfiguren u.a. Jede Grabanlage war zugleich eingebunden in den architektonischen wie auch den immanenten gedanklich-theologischen Zusammenhang von Kirchengebäude und Symbolik. In der Betrachtung der Vielfalt mittelalterlicher Grabanlagen wird feststellbar, daß das **Wandbaldachingrab**, d.i. das an die Wand herangeschobene und in seiner Tiefendimension verkürzte Freibaldachingrab sehr viel häufiger als das „echte Nischengrab“ ist.⁵⁰

Gerade in Frankreich etablierte sich das Wandnischengrab mit Baldachinfront, dessen Giebel, Konsolen und Strebpfeiler mitunter seitliche Figuren trugen. In Italien gab es im Trecento bereits die Neigung, das Grab hoch über den Boden zu erheben. Dies geschah, indem man entweder den Sarg auf freistehende Stützen („Stützentumba“) oder auf einen sockelartigen Unterbau („Sockelgrab“) setzte. Das sog. **Tischgrab** war später ein vor allem in Deutschland verbreiteter Typus. Dagegen beanspruchte das Wand(nischen)grab nur wenig Platz auf dem Kirchenboden, sondern entwickelte seinen Formenreichtum eher in der Vertikalen mit einer damit zugleich erzielten Fernwirkung. Im 12. Jahrhundert findet sich im Rheinland das bildlose **Nischengrab** in Mainz, Steinbach, Metz und Siegburg, wobei bei der Übernahme französischer Anregungen des

12. Jahrhunderts eine zisterziensische Anregung anzunehmen ist.⁵¹

Ähnlich auf Fernwirkung bedacht war auch das **Baldachingrab**, das im Laufe des 12. Jahrhunderts in die Grabmalkunst Eingang fand. Baldachingräber entwickelten sich in der Folgezeit vornehmlich im Norden und Nordwesten Europas zu einem autochthonen, seit der Mitte des 13. Jahrhunderts in Frankreich und England geradezu populären Denkmalstyp. Bevorzugter Aufstellungsort war der Chor der Kirchen, womit dem durch sein Liegebild im Kreise der Lebenden visuell vertretenen Verstorbenen die Teilnahme am Gottesdienst möglich gemacht wurde. Zugleich wurde dem Klerus die Erinnerung an die dem Toten schuldige „memoria“ vor Augen gestellt. Es lassen sich freistehende, an die Wand angelehnte wie auch in die Wände eingearbeitete Baldachingräber unterscheiden, wobei die letzteren genauer als **Nischengräber mit Baldachinaufbau** zu beschreiben sind. In England entwickelte sich der Typus des zweijochigen Baldachins, der sich in Frankreich erst im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts manifestierte und mancherorts zu einem dreiteiligen, mit Fialen und Wimpergen überhöhten Aufbau erweitert wurde. Die Ähnlichkeit solcher Anlagen mit Schreinen, mehrtürmigen Reliquienostensoren, Altaraufbauten sowie den – selten erhaltenen – Lettner-schranken erscheint offenkundig. Verbindungslinien ergeben sich ferner zwischen den englischen und französischen mehrjochigen Baldachingräbern und den im 14. Jahrhundert vor allem in Deutschland beliebten **Heilig-Grab-Anlagen**. Freilich wurden in Deutschland freistehende Grabbaldachine nie heimisch: es gibt nur zwei Beispiele, die hier zu nennen wären: das Tumbengrab des Pfalzgrafen Heinrich in Kloster Maria Laach (um 1255) und das Mausoleum der hl. Elisabeth in Marburg (2. Hälfte 13. Jahrhundert).⁵² Die erwähnte Anlage des **Heiligen Grabes** steht in enger Verwandtschaft zum Nischen- und Baldachingrab. Die Frühgeschichte dieser späterhin weit verbreiteten, mit der Osterliturgie eng verbundenen Denkmalsform dürfte im Elsaß zu suchen sein, wie Beispiele aus Hagenau, Straßburg und Freiburg i.Br. mit den bereits vor die Wand gestellten Baldachinaufbauten zeigen. Im

oberrheinischen Raum, aber auch andernorts bleiben die deutschen Beispiele in der Mehrzahl mit der Wand verbunden.

Das ikonographische Programm

Der hier streiflichtartig vorgestellten Ikonographie des Gerlach-Grabmals liegt neben dem heutigen Befund die Zeichnung von Dors zugrunde.

a. Die Sockelzone – Auferstehung und Noli me tangere

Hier stehen zwei Bibelszenen inhaltlich und kompositorisch gleichberechtigt nebeneinander in Zusammenhang mit den Ostergeschehnissen. Beide Szenen werden von je einem Sockellöwen flankiert, in denen Einsingbach die Wappentiere des Hauses Nassau erblickte.⁵³ Daneben dürften sie aber auch in den ikonographischen Zusammenhang des Denkmals einzubinden sein: Die linke Ecke beherrscht der auf den Betrachter blickende Löwe mit gelockter Mähne, während auf der rechten Ecke ein gequält den Kopf verdrehender, glattmähniger Löwe sitzt. In der christlichen Symbolik werden dem Löwen verschiedene Bedeutungen zugeschrieben, wobei allerdings präzise ikonographische Deutungen im Einzelfall schwierig sind, zumal selbst analoge Formen durchaus unterschiedliche Inhalte haben können, soweit wir sie heute noch zu rekonstruieren im Stande sind. Der Löwe ist als König der Tiere Symbol herrscherlicher Macht und Stärke; zugleich aber auch in der Christussymbolik Zeichen für die Menschwerdung Jesu, für den leiblichen Tod und die Auferstehung.⁵⁴ Bekannt ist auch das Motiv des Löwen als Wächter des Tores (Türklopfer), des Grabes oder des Thrones; der Löwe ist zugleich König und Richter, Christus und Messias. Bibelstellen belegen den Löwen hingegen auch als Symbol des Teufels, der gemeinsam mit Aspis, Basilisk und Drache durch die Gottesmutter Maria und durch Christus besiegt wird.⁵⁵ So gewinnen die beiden Eberbacher Löwen über ihren Charakter als Sockelfiguren und Wappentiere hinaus eine tiefere Bedeutung, die sich in der Gesamtschau mit den Bibelszenen in den Wimpergen im Baldachinteil neu erschließt: Im rechten Wimperg ähnelt der dort neben dem Basilisken

liegende Löwe dem rechten Sockellöwen mit dem glatten Haar – er könnte also als Symbol des Bösen interpretiert werden, das durch Maria und ihren Sohn besiegt wird. Demgegenüber symbolisierte sein Gegenstück das Prinzip des Guten, des Richters und des Sieges über den Tod in der Auferstehung Christi. Die beiden Löwen im linken Wimperg, die den Thron König Salomos tragen, besitzen wie ihre Sockelpendants eine gelockte und eine glatte Mähne.

Die linke Sockelszene zeigt die **resurrectio domini**, die Auferstehung des Herrn – eine der beliebtesten Darstellungen in der deutschen Kunst. Christus steigt aus dem offenen Grab, er ist dem Betrachter frontal zugewandt, den er mit seiner linken, zum Segensgestus emporgehobenen Hand in das Heilsgeschehen einbezieht. In seiner Rechten trägt Christus die Kreuzesfahne als Symbol der siegreichen Auferstehung und Überwindung des Todes. Mit der Frontalansicht Christi wird das Motiv des Hinein-Schreitens in die Welt ausgedrückt, das Aufstiegsmotiv – das Aus-dem-Sarg-Steigen, ist kompositorisch damit verknüpft. Die beiden Engel sind in der Assistenz Christi tätig. Sie stehen aktiv in Beziehung zum Auferstehungsgeschehen, indem sie auf dem offenen Sarkophag knien und, auf den Auferstandenen blickend, zu seinem Lobe Weihrauchfässer schwingen, d.h. die Funktion des immerwährenden Gotteslobes wahrnehmen.⁵⁶

Der rechte Teil des Sockels zeigt das Relief der im Johannesevangelium⁵⁷ beschriebenen Szene des **Noli me tangere**. Es ist die Begegnung des auferstandenen Christus mit Maria Magdalena. Bereits frühmittelalterliche Bilderzyklen hatten die frühesten Darstellungen dieses Osterereignisses nach dem Johannesevangelium vermittelt. In späterer Zeit kamen Abweichungen vor, wie etwa die Reduktion auf die beiden Hauptfiguren Christus und Maria Magdalena, oder die Erweiterung mit der Einbeziehung des leeren Grabes, der Engel oder den Besuch der Frauen am Grabe. Das Eberbacher Relief zeigt die Drei-Figuren-Variante: Christus als Gärtner mit der heute verlorenen Schaufel, vor ihm die kniende Maria Magdalena und hinter ihr Maria. Christus segnet die beiden Marien, die vor ihm kniende Frau greift im Augenblick des Erkennens mit ausge-

streckten Händen nach dem Auferstandenen. Durch zwei im Hintergrund abgebildete Bäume wird das Geschehen als in der freien Natur stattfindend gekennzeichnet.

In der vertikalen Mittelachse ist unter dem Fuß des Mittelpfeilers eine kniende, männliche Figur in der Art eines Atlas eingefügt. Sie wurde als Abbild des für das Gesamtwerk verantwortlichen Künstlers interpretiert.⁵⁸ Die Figur erscheint jedoch fast unorganisch zwischen die beiden Osterszenen eingefügt; die Abstände zur linken Szene sind enger als zur rechten; Fugen im Sockelbereich zwischen den Löwen, den beiden Bibelszenen und der Steinmetzfigur(?) zeigen, daß die Einzelszenen möglicherweise (1707?) neu zusammengesetzt wurden. Die Zeichnung von Dors hilft in dieser Frage nicht wesentlich weiter, doch scheint der Sockel über der emporgereckten Hand des knienden Mannes unterbrochen und mit einem Zwischenstück(?) direkt auf diese offene Hand aufgelegt gewesen zu sein. Vielleicht war der Steinmetz(?) ursprünglich etwas vor dem Sockel plaziert.

b. Die Mittelzone

Auf dem Unterbau lag die horizontal den Gruft-raum verschließende Grabplatte des Erzbischofs. Dors zeigt die Aufsicht auf den linken Plattenrand mit der umlaufenden Grabinschrift. Die vorderen Baldachinstützen hätten der Zeichnung zufolge direkt auf die Grabplatte aufgesetzt, doch dürften sie eher auf dem Unterbau aufgesetzt gewesen sein. Auf der Dors-Zeichnung sind in der Mitte und an der rechten Rückseite Bündelpfeiler der wandseitigen Baldachinstützen erkennbar, wobei die Mittelstrebe die beiden westlichen und die beiden östlichen Konsolheiligen zusammenfaßte. Die weiblichen Heiligen waren – wie bereits erwähnt – Barbara, Agnes, Katharina und Maria Magdalena.

Die hl. Barbara mit dem Turm als Zeichen ihres Martyriums gehörte im Mittelalter zu den Vierzehn Nothelfern und genöß weite Verehrung als Sterbepatronin.⁵⁹ Die jugendliche Römerin Agnes erlitt ihr Martyrium unter Kaiser Diokletian (304) oder Valerian 258/259.⁶⁰ Seit dem 6. Jahrhundert, vielleicht auch früher, ist als ihr einziges individuelles Attribut das Lamm überlie-

Linkes Tympanonfeld

fert. Nach der Legende soll sie acht Tage nach ihrem Tode ihren Eltern mit dem Lamm als Symbol für Christus erschienen sein.⁶¹ Die Heilige war im 14. und 15. Jahrhundert eine beliebte Patronin der Jungfrauen und Kinder. Die wohl unter Maxentius gemarterte hl. Katharina mit Schwert und Rad war ebenfalls ein Mitglied der Vierzehn Nothelfer und wurde gemeinsam mit Barbara zu den „*virgines capitales*“ gezählt. Dies war die Gruppe der hll. Jungfrauen Barbara, Margaretha von Antiochien und Katharina von Alexandrien, zu denen seit dem 14. Jahrhundert auch die hl. Dorothea gehörte.⁶² Alle hier abgebildeten Frauen erscheinen in Zeugnissen mittelalterlicher Kunst häufig um die Gottesmutter als „*Regina virginum*“ gruppiert in den sog. „*virgo-inter-virgines*“-Gruppen.⁶³ Maria Magdalena mit dem Salbgefäß schließlich wurde im Abendland seit dem 8./9. Jahrhundert als Heilige verehrt.⁶⁴ Unter cluniazensischem Einfluß ging ihr Bild als Vorbild des reuigen Menschen in Bußpredigten und -dichtung ein. Die heute verlorene Figur des weihrauchfaßschwingenden Engels an der Ostseite der Mittelzone war unmittelbar dem Erzbischof zugeordnet. Das als Attribut der Priester geltende Rauchfaß, das den Engel-Diakonen aufgrund der *Vorstellung von einer spiegelbildlichen Entsprechung zwischen Engeln und Klerikern (...)* zugeteilt wurde⁶⁵, gehörte zu den Requisiten des Totenoffiziums. So waren die Heiligen und der Engel als der Seele des Verstorbenen an die Seite gestellte, himmlische Protektoren gedacht. Der Engel versah dabei die Rolle des Diakons, der gemeinsam mit den Fürbitten des Konvents die immerwährende „*memoria*“ für Gerlach von Nassau zu sichern schien.

c. Die Baldachinzone

Vor der filigran wirkenden Maßwerkrückwand sind auf den Pfeilerkonsolen drei Plastiken unter eigenen Maßwerkbaldachinen aufgestellt. An hervorgehobener Stelle in der Mittelachse steht die gekrönte Madonna als Königin mit dem Jesusknaben auf dem angewinkelten linken Arm. Links und rechts bilden die mit der Madonna gleichgroß abgebildeten Apostelfürsten **Petrus** (links, mit Schlüssel und Buch) und **Paulus** rechts (mit dem Schwert und Buch) die Eckflanken der Baldachinzone.

Dargestellt ist eine thronende, gekrönte Herrscherfigur, deren Gewandung in reichen Falten den Körper umspielt. Die linke Hand mit dem aufgerichteten Szepter ist im Ellbogen angewinkelt auf das Knie gestützt, die rechte umfängt den unteren, gerollten Zipfel eines leeren Schriftbandes, das in leichter Wellenbewegung den Giebelrand bis zur Spitze emporläuft. Neben der Figur sind zwei kleine Löwen eingefügt. In der Fußzone liegt auf jeder Seite des darunterliegenden Maßwerkbogens ein kleines Männchen; das linke hält einen Becher; Schäfer interpretierte sie als Werkleute. In der thronenden Figur erblickte man den biblischen König David, der im Mittelalter vielfach als königlicher Sänger, Psalmendichter oder Prophet meist im Königsornat abgebildet wurde.⁶⁶ Aufgrund der die Figur seitlich begleitenden kleinen Löwen könnte man sie auch mit König Salomo identifizieren, dem Sohn Davids und Sinnbild der Weisheit schlechthin. Der Thron Salomos wurde mit Maria in Beziehung gesetzt: Maria als Sinnbild des „*sedes sapientiae*“, des Thrones der Weisheit vor dem Hintergrund der alttestamentlichen Bibelstelle in 3 Kg 10, 18–20; Hrabanus Maurus (8. Jahrhundert) erblickte im Thron das Sinnbild der Ecclesia; Petrus Damianus (11. Jahrhundert) setzte den Thron mit der Gottesmutter gleich und deutete die seitlichen Löwen als Gabriel und Johannes Evangelista. Maria als Braut Salomos in der Doppelfunktion der „*sponsa*“ (Braut) Christi des Hohen Liedes wurde im 13. Jahrhundert als Inhaberin des salomonischen Thrones vielfach dargestellt.⁶⁷ Der inhaltliche Bezug der Giebelzene zu Maria wird kompositorisch-visuell durch die Hinwendung der beiden alttestamentlichen Figuren zur mittig plazierten, gekrönten Gottesmutter betont.

Rechtes Tympanonfeld

In gleicher Größe und plastischer Gestaltung wird der Dreiecksgiebel des Wimpergs von der nach links gewendeten Prophetenfigur ausgefüllt. Es ist der Prophet Isaias, der wie Salomo das über ihm flatternde, heute leere Schriftband umfaßt. Üblicherweise deutete der Text des Schriftbandes

eine der messianischen Prophezeiungen an.⁶⁸ Ihm zu Füßen sind links ein Drache/Basilisk und rechts ein glattmähniger Löwe zu sehen entsprechend der auf Maria als Siegerin über das Böse bezogenen Weissagung aus Ps. 91,13: *Auf Löwen und Ottern wirst du gehen und treten auf junge Löwen und Drachen.*

Die Meisterfrage

Die Ausgestaltung des Eberbacher „Hochgrabs“ wurde in Zusammenhang mit der **Werkstatt des Severi-Sarkophags** in Erfurt gebracht.⁶⁹ Die Gebeine des hl. Severus von Ravenna,⁷⁰ eines im 4. Jahrhundert lebenden Wollwebers, der durch ein Zeichen Gottes zum Bischof gewählt wurde, waren durch den Mainzer Erzbischof Otgar 836 von Ravenna zunächst nach Mainz und dann nach Erfurt gebracht worden. Der mit Hochreliefszenen aus der Vita des Heiligen geschmückte Sarkophag entstand zwischen 1360 und 1370.⁷¹ Bedingt durch Unterschiede in der Behandlung der Seitenplatten und der eigentlichen Sarkophagplatte unterschied man zwei Hände: diejenige des sog. Hauptmeisters (Severus-Meister), der wohl thüringischer Abkunft gewesen sein dürfte und dem man auch unser Gerlach-Grabmal zuschrieb; ferner den möglicherweise vom Mittelrhein stammenden Meister der Seitenplatten des Severi-Sarkophags.⁷² Die Werkstatt ist außer in Erfurt noch mit Werken in Halberstadt und Magdeburg vertreten.

Totengedenken und Memoria

Die Erinnerung an den Toten steht in engem Zusammenhang mit der Errichtung und Ausformung von Grabdenkmälern. War seit Augustinus der Nutzen des Gebets der Lebenden für den Verstorbenen bekannt, so bildete sich vor dem Hintergrund der Lehre Papst Gregors d.Gr. von der Verweildauer der Seelen vor ihrer endgültigen Aufnahme in den Himmel seit dem 8. Jahrhundert die Annahme des Fegefeuers aus.⁷³ *Gebet und Messen waren (. . .) zum Sühnemittel für begangene Sünden geworden;*⁷⁴ dabei waren vor allem Klöster, Stifte und später Pfarrkirchen Orte, in denen das ständige Gebetsgedenken garantiert schien.

Die auch für Eberbach zahlreichen Stiftungen zum Seelenheil für den Stifter und verstorbene Familienangehörige belegen dies. Die Bestattung innerhalb einer Kirche nützte den Seelen der Verstorbenen, hatte Gregor argumentiert, die Verwandten könnten bei jedem Kirchenbesuch stets des Toten gedenken. Bei der zunehmenden Bestattungspraxis in Kirchen kam der Beschriftung der Grabmäler hohe Bedeutung zu, kennzeichnete eine Inschrift doch den Grabplatz, gab Informationen zum Verstorbenen und seiner Familie, nannte seine Todesdaten und forderte vielfach den Vorübergehenden zum Mit-Gedenken und zur Fürbitte für die Seele des Verstorbenen auf. Ein enger Zusammenhang zwischen theologisch-liturgischen und kanonistischen Vorstellungen und der Produktion von Inschriften wurde erkannt. Daß Erzbischof Gerlach zusätzlich zu seiner lediglich mit dem schlichten „Anno domini“-Formular beschrifteten Grabplatte zwei weitere Zeugnisse seiner Memoria erhielt, überlieferten der Eberbacher Catalogus und Helwich. Es handelte sich zum einen um eine „*tabula membranacea*“, eine wohl auf Holz aufgezugene Pergamenttafel also, die den in einem Wandschrank verwahrten, bei der Sektion der Leiche des Erzbischofs entnommenen Blasensteinen gewissermaßen in der Art eines Reliquienzettels beigegeben war. Der Wortlaut der Tafel gab in knappen Worten die Todesursache des unter unerträglichem Schmerzen (*propter acerbitatem doloris inexpressibilis et passionis intolerabilis*) verstorbenen Erzbischofs, seine Sterbedaten und das Ergebnis der anatomischen Sektion wieder; daran schloß sich der fromme Wunsch für den ewigen Seelenfrieden an.⁷⁵

Das zweite möglicherweise inschriftlich realisierte Memoria-Zeugnis ist das uns aus der Feder Georg Helwichs überlieferte Grabgedicht auf das Ableben des Kirchenfürsten. Das gleichfalls auf einer nahe des Grabes aufgehängten Tafel (Holz, Stein, Metall oder Pergament auf Holz?) geschriebene Memorialgedicht trägt die Überschrift *Epitaphium reverendissimi patris domini Gerlaci de Nassau, quondam archiepsicopi Moguntini in die sancti Valentini in huius monasterii loco honorifice sepulti* (Epitaph des verehrungswürdigsten Vaters, des Herrn Gerlach von Nassau, einst

Erzbischof von Mainz, am Tag des hl. Valentin (14. Februar) in diesem Kloster ehrenvoll bestattet).⁷⁶ In 56 Zeilen, aufgeteilt in vier Strophen mit jeweils 14 Versen setzt sich der unbekannte Autor, der wahrscheinlich in den Reihen der Eberbacher Mönche zu suchen ist, mit dem Totenlob, der Trauer über seinen Tod und der Nichtigkeit der Welt auseinander. Thematisiert wird in der Reimform des leoninischen Hexameters weiterhin die Macht des Todes, der sich niemand entziehen kann – genannt werden biblische Gestalten wie Rachel, Samson, David und Salomo. Der Autor fährt fort: *Den Klerus befreit nicht die Schrift, den Laien nicht der Ruhm der Dinge, ja sogar selbst den Sohn Gottes konntest du nicht verschonen.*⁷⁷ Die enge Verbundenheit des Kirchenfürsten mit der Abtei und seine Gönnerschaft für den Konvent, ferner seine zu Lebzeiten erfolgte Grabwahl in Eberbach werden in dem Gedicht behandelt. Die letzte Strophe ist dem Gebet an die Gottesmutter und Ordenspatronin Maria vorbehalten: (...) *zierdenreiche Jungfrau (...), der Vergebung reichste Ader, Hoffnung der Toten, voll wahrer Süße, ich beschwöre dich: erhöre die Gebete des gegenwärtigen Konvents (...)* *Mögest du für unseren Wohltäter eintreten ! Marias Fürsprache bei Christus soll den Erzbischof vor dem Fegefeuer bewahren: (...)* *die du den Frieden liebst, verteidige den teuren Gerlach, er soll von dem besänftigten Richter keine Marter fürchten.*

Festzuhalten ist der Befund, daß nicht nur im vorliegenden Fall, sondern auch bei einzelnen anderen Persönlichkeiten in Eberbach ein Totenlob (meist in metrisch gereimter Form) dem Grabmal und dessen Inschrift separat hinzugefügt wurde und dies nur bei besonders hochrangigen oder verdienten Personen – so etwa bei Graf Eberhard I. von Katzenelnbogen oder bei dem erwähnten Erzbischof Johannes von Luxemburg-Ligny. Aus den in mittelalterlichen Grabinschriften Eberbachs für Ordensfremde mehrfach in Erscheinung tretende Formulierungen wie *amicus fidelis huius monasterii, mater noster devotissima* wird ersichtlich, daß man den Ordensstatuten zu entsprechen suchte: Bei einem regeltreuen Konvent, wie es Eberbach allem Anschein nach war, wurden nur solche Persönlichkeiten zum Begräbnis angenommen, die man guten Gewissens als

Stifter, Förderer des Klosters und dessen treue Freunde im Sinne der „amici“ des Generalkapitelstatutes von 1134 bezeichnen konnte. Gewiß in Zusammenhang mit diesen Voraussetzungen einer Sepultur stehen nicht nur die längere Zeit vor dem Tode abgefaßten Stiftungen, die in Eberbach im 14. und 15. Jahrhundert zahlreich belegt sind, sondern wohl auch die Abfassung von Testamenten in unmittelbarer Todesnähe, worin die Erblasser rasch dem Konvent Stiftungen machten oder gar noch in den Mönchs- bzw. Laienbrüderstand eintraten. Mit dem Eintritt in die Brüdergemeinschaft erwarb der Sterbende wunschgemäß gewissermaßen das Anrecht auf eine Bestattung innerhalb der Kirche. Ähnlich gelagert war der Fall bei Stiftungen und Seelgeräten, womit jedoch nicht per se die Bestattung im Kloster verbunden war. Ein anderer Fall bietet sich in der Sepultur des tugendhaften und verdienten Priors Ensfrid († 1346) im Kreuzgang, da es sich um ein Mitglied des Konvents handelte, dessen Sepultur den Ordensregeln entsprechend eigentlich auf dem Mönchfriedhof zu erwarten gewesen wäre. Bei ihm diente das gereimte und über lange Zeit tradierte Totenlob gewissermaßen als Rechtfertigung seines Begräbnisses an hervorragendem Ort.

Im Rahmen dieser nur skizzenhaft vorgetragenen Bemerkungen bleiben als Desiderate eine genauere Untersuchung der Künstlerhände von Grabplatte, Grabmal und Einzelfiguren und deren Zusammenspiel ebenso bestehen wie die Frage nach dem Auftraggeber – war es Gerlach selbst, einer seiner unmittelbaren erzbischöflichen Nachfolger, oder die Eberbacher Abtei ? Die zweite Möglichkeit erscheint angesichts der zeitpolitischen Gegebenheiten nach Gerlachs Tod mehr als zweifelhaft. Gerlach selbst hatte kurz vor seinem Tode seinen Neffen Adolf von Nassau zum Nachfolger bestimmt – erfolglos, wie die Geschichte lehrt. Zum Nachfolger wurde eben jener von Chronisten als kindhaft-schwacher und fast regierungsunfähig bezeichnete Johannes von Luxemburg-Ligny eingesetzt, dessen Andenken seiner kurzen Amtszeit entsprechend schlicht gestaltet war in Form einer Figurengrabplatte und eines vielleicht zeitgleich entstandenen, zusätzlichen Grabgedichtes. Die Wiederbesetzung des Erzstuhls durch Adolf von Nassau scheiterte ein

zweites Mal – die Jahre 1374–1381 sind erfüllt vom Mainzer Bistumsstreit,⁷⁸ womit eine Auftragserteilung in dieser Zeit auszuschließen sein dürfte. Ob Gerlach selbst diese aufwendige und in der Kunstlandschaft des Mittelrheins einzigartige Grabmalsanlage in Auftrag gab, ist gleichfalls infolge des Mangels an Urkundenbelegen und sei-

nes Testaments nicht zu entscheiden. Gleiches gilt für eine Auftragsvergabe seitens des Eberbacher Konvents. Auch hier erweist sich zwar der Quellenmangel als erschwerend, doch wären immerhin in beiden Fällen Spuren für weitere, auf einer breiteren Vergleichsbasis beruhende Forschungsarbeit gelegt.

Anmerkungen

¹ Dieser Beitrag, der Herrn Dr. h.c. Josef Staab zum 75. Geburtstag mit herzlichem Dank für seine kenntnisreiche, engagierte und stets freundlich gewährte Hilfe in zahlreichen Fragen zur Geschichte des Rheingaus gewidmet ist, hat dies allerdings ebenfalls nicht zum Ziel, sondern möchte nur in einer Art von Zusammenschau dem Leser die wichtigsten, jedoch verstreuten Informationen zum Verständnis des Grabmals an die Hand geben.

² Vgl. zu ihm A. Gerlich, Adolf von Nassau (1292–1298). Aufstieg und Sturz eines Königs, Herrscheramts und Kurfürstentronde. In: Nass. Ann. 105 (1994) 17–78.

³ Zu seiner Person aus der vielfältigen Literatur vgl. G. W. Sante, Gerlach Graf von Nassau, Erzbischof von Mainz 1346 bis 1371. In: Nass. Lebensbilder I (1940) 33–49.

⁴ Aus der Fülle der Literatur sei hier genannt: F. Pfeil, Der Kampf Gerlachs von Nassau mit Heinrich von Virneburg um das Erzstift Mainz. Phil. Diss., Straßburg, Darmstadt 1910; A. Gerlich, Interterritoriale Systembildung zwischen Mittelrhein und Saar in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. In: Bll. f. dt. Landesgesch. III (1975) 103–137; F. Jürgensmeier, Das Bistum Mainz: Von der Römerzeit bis zum II. Vatikanischen Konzil. Frankfurt a.M. 1988 (Beitr. z. Mainzer Kirchengesch. 2.), hier Kap. V 3 u. 4, 132–146.

⁵ Vgl. A. Gerlich, Eltville als Mainzer Residenz. In: Mainzer Zschr. 83 (1988) 55–66.

⁶ Erwähnt in: H. Bär, Diplomatische Geschichte der Abtei Eberbach im Rheingau. Bearb. u. hrsg. v. K. Rossel. Bd. I, Wiesbaden 1855, hier 58 (zit. Bär, Eberbach I). Möglicherweise war diese Bestimmung auch Bestandteil des verlorenen Testaments Gerlachs, vgl. zu diesem Regesten d. Mainzer Erzbischöfe von 1289–1396. 2. Abth. (1354–1396). Bearb. v. F. Vigener. Bd. 1 1354–1371. Leipzig 1913 Nr. 2797, hier 632f. (zit. REM II, 1).

⁷ Liber animarum monasterii Eberbacensis, zusammengestellt 1753 (HStAW 22/627), teilw. gedr. in: Die Geschichtsquellen des Niederrheingaus, hrsg. v. F. W. E. Roth. Bd. III, Wiesbaden 1880, hier 16 (zit. Roth, Geschichtsquellen); zu den älteren Seelbüchern vgl. auch H. Meyer zu Ergmassen, Untersuchungen zur Abtserie von Kloster Eberbach im Rheingau. In: Nass. Ann. 85 (1974) 43–70, hier 52–56. Im Seelbuch des Mainzer Domes sind nähere Bestimmungen über die Feier des Todestages, des Siebten und des Dreißigsten eingetragen, vgl. REM (wie Anm 6). Dort auch entsprechende Belege zu den Nekrologien des Mainzer Liebfrauentiftes, der Klöster Eberbach und Klarenthal sowie des Stiftes St. Peter und Alexander zu Aschaffenburg.

⁸ Vgl. zu den einschlägigen Generalkapitelstatuten Statuta Capitulorum Generalium Ordinis Cisterciensis ab anno 1116 ad annum 1786. Ed. J. M. Canivez Bd. I–VIII Louvain

1933–1941, hier Statuta 1134 Nr. 27, 1157 Nr. 63. Allgemein vgl. G. Müller, Cistercienserklöster als Begräbnisstätten. In: Cist. Chronik 34 (1922) 97–100, 113–118, 154–156; J. Saur, Der Cistercienserorden und die deutsche Kunst des Mittelalters besonders in Hinsicht auf die Generalkapitelverordnungen vom 12.–14. Jahrhundert. In: Stud. u. Mitt. z. Gesch. d. Benediktiner-Ordens u.s. Zweige 34 (1913) 475–522, 660–699, hier 517.

⁹ Vgl. E. J. Nikitsch, Zur Sepulkralkultur mittelrheinischer Zisterzienserklöster. In: Epigraphik 1988. Fachtagung f. mittelalterliche u. neuzeitliche Epigraphik (...) Hrsg. v. W. Koch. Wien 1990 (Österr. Akad. d. Wiss. Phil. – Hist. Kl. Denkschr. 213.) 179–194, hier 185.

¹⁰ Zu den vielfach kontrovers diskutierten Formen des Totengedächtnisses und zur Gestaltung des Begräbnisortes haben sich Termini herausgebildet, die nicht nur in der Kunstgeschichte diskutiert, sondern jüngst gerade von der Epigraphik neu formuliert wurden, vgl. Die Inschriften des Landkreises Ludwigsburg. Bearb. von A. Seeliger-Zeiss. Heidelberg 1986 (Die Deutschen Inschriften 25.), hier bsd. Einleitung XXXff.; dies., Grabstein oder Grabplatte? – Anfragen zur Terminologie des mittelalterlichen Grabmals (Grundsatzreferat) u.a. in dem Sammelband Epigraphik (wie Anm. 9); grundsätzliche Vorbemerkungen auch in DI 29 (Worms) Einleitung XXXIVf.; DI 34 (Lkr. Bad Kreuznach) Einleitung XXVf.

¹¹ Statuta 1191 Nr. 78: Lapidis in claustris suppositi mortuis solo aequentur bzw. 1194 Nr. 7: Lapidis positi super tumulos defunctorum in claustris nostris coaequantur terrae.

¹² Saur (wie Anm. 8) 514.

¹³ Urkundenbuch der Abtei Eberbach. Hrsg. v. K. Rossel. 2 Bde. Wiesbaden 1862, 1865, hier II Nr. 317.

¹⁴ Die Inschrift der wohl erst im Zuge der Säkularisation verlorenen Grabplatte überliefert G. Helwich, Syntagma monumentum et epitaphiorum (...) Manuskript Mainz, Priesterseminar Hs. 225, hier 182, gedr. Roth, Geschichtsquellen III 271.

¹⁵ Vgl. Y. Monsees, Grabdenkmäler in Kloster Eberbach. In: Nass. Ann. 98 (1987) 105–122.

¹⁶ Die Abtei Eberbach im Rheingau. Hrsg. v. K. Rossel. 2. Lief. Die Kirche. Wiesbaden 1862, 8.

¹⁷ Bär, Eberbach III 134f.; der Bearbeiter Leopold Stoff gibt in 135f. Anm. 18 eine Beschreibung des Denkmals.

¹⁸ C. Schäfer, Die Abtei Eberbach im Mittelalter. Baubeschreibung und Baugeschichte. 1 Text-, 1 Tafelbd. Berlin 1901, Textbd. 87f. Abb. 54, 55 mit Rekonstruktion der Grabanlage.

¹⁹ Die Bau- und Kunstdenkmäler des Rheingaus. Bearb. v. F. Luthmer. 2. Aufl. Frankfurt a.M. 1907 (Die Bau- und Kunstdenkmäler des Reg.bez. Wiesbaden. I.) 170f.

²⁰ Vgl. L. Dolberg, Die Kirchen und Klöster der Zisterzienser nach den Angaben des „liber usuum“. In: Stud. u. Mitt. Benedictiner- u. Zisterzienserorden XII (1891) 32ff.

²¹ E. L. Fischel, *Mittelrheinische Plastik des 14. Jahrhunderts*. München 1923, hier 89.

²² P. Smets, *Die Abtei Eberbach*. Mainz 1943, 11f.

²³ Vgl. Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler. Von der Antike bis zur Gegenwart. Begründet v. U. Thieme u. F. Becker, bearb. v. H. Vollmer. Unveränd. Nachdr. d. Ausg. Leipzig 1950, München 1992, hier Bd. 37, 239 unter dem Notnamen „Meister des Nass. Hochgrabs“ (zit. Thieme-Becker); G. Dehio, *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler*. Bearb. von M. Backes. Bd. Hessen, München 1966, 163 nannte das Gerlach-Grabmal ein „Wandnischengrab (...) in Form einer Tumba mit Baldachin“; postulierte aber das ehemals freistehende Tumbengrab des Erzbischofs Adolf II. von Nassau wohl aufgrund der Helwischen Angabe (wie oben Anm. 14, hier 151) mit dem Vorspann: *Tumuli inscriptio (...) in monumento elevato* (Grabinschrift auf erhöhtem Monument).

²⁴ H. Hahn, Das „Hochgrab“ und die Gruft Erzbischof Gerlachs von Nassau (†1371) in der Klosterkirche Eberbach im Rheingau. In: *Nass. Ann.* 65 (1954) 237–242, hier 242 (zit. Hahn, Gruft).

²⁵ Bär, *Eberbach III* 136 in der Anm.

²⁶ *Catalogus Fr. Abbatum monasterii Eberbach* (HStAW 1098 II 8), gedr. von Roth, *Geschichtsquellen III* 99–143.

²⁷ Helwich, *Syntagma* 147.

²⁸ *Genealogia oder Stammregister der (...) hoch- und wohlgeborenen Fürsten, Grafen und Herren des uhralten hochlöblichen Hauses Nassau samt etlichen (...) Epitaphien von Henrich Dorsen*. Hrsg. v. d. Komm. f. Saarländ. Landesgesch. u. Volksforsch. Saarbrücken 1983.

²⁹ Ebd. 107–111 mit Abb. 26 (Zeichnung Dors).

³⁰ 1834 wieder abgesenkt und zwei vordere und drei hintere Stufen geschaffen, vgl. H. Hahn, *Die Kirche der Zisterzienserabtei Eberbach im Rheingau und die romanische Ordensbaukunst der Zisterzienser im zwölften Jahrhundert*. Phil. Diss. Berlin 1952, 149 und 151 [gedr. unter d. Titel: *Die frühe Kirchenbaukunst der Zisterzienser*. Berlin 1957 (Frankf. Forsch. z. Architekturgesch. I.)].

³¹ Vgl. *Eberbacher Protokollbuch der Burse*, sog. „*Diarium Bursae*“, (HStAW 22/476) Bd. 44, fol. 64f.

³² Ebd. fol. 65.

³³ So Hahn, *Diss.* 151f.

³⁴ Vgl. H. Heinemann, *Ende und Neubeginn: Eberbach nach 1803*. In: *Eberbach im Rheingau. Zisterzienser – Kultur – Wein*. Festschr. Wiesbaden, Eltville a. Rh. 1986, 123–130.

³⁵ O. Renkhoff, *Nass. Biographie*. 2. erw. Aufl. Wiesbaden 1992 (Veröff. Hist. Komm. f. Nassau. 39.) 263 zu Habel.

³⁶ Vgl. Monsees, *Grabdenkmäler* (wie Anm. 15) 101f.

³⁷ Vgl. HStAW 212/4787 fol. 2v, auch Monsees, ebd.

³⁸ Stichwort „Buch“ im Lexikon der Christlichen Ikonographie Hrsg. v. E. Kirschbaum. Sonderausg. Rom u.a. 1990, hier Bd. I, Sp. 337f. (zit. LCI).

³⁹ Bär, *Eberbach III* 138; vgl. auch den Nachlaß Karl Rossels in HStAW 1098 II 35, o.S.: „non sculptus sed pictis literis inscriptio“.

⁴⁰ Helwich, *Syntagma* 148.

⁴¹ Schäfer (wie Anm. 18) in der Einleitung.

⁴² Ebd. 87. Daß diese angeblich willkürliche Ergänzung nicht stimmt, fiel bereits Fischel auf, vgl. dort 91: *In der Gleichgültigkeit gegen das Architektonische geht der Autor [gemeint ist Schäfer] (...) hier so weit, daß er sich nicht scheut, den viel älteren Rahmen des Grabmals Eberhard von Stein von 1330 (...) einfach nachzubuchstabieren*.

⁴³ Die von Bärs Hand stammende Liste der Eberbacher Grabinschriften mit dem Titel „*Epitaphia Archi-Episcoporum et (...) Principorum electorum Moguntinorum, Comitum, aliorumque Nobilium (...)*“ befindet sich im Depositum des Nass. Altertumsvereins im HStAW (1098 III 1). Das Manuskript ging dem Verein lt. Protokoll vom 21. Juli 1825 von Hofkammerrat Pauly aus Höchst a.M. als Geschenk zu.

⁴⁴ Hahn, *Diss.* 152f. mit eingehender Beschreibung des verstümmelten Zustandes des Gruftaumes.

⁴⁵ Ebd. 154.

⁴⁶ Ebd. 155.

⁴⁷ Ebd.; auch Fischel 89.

⁴⁸ Hahn, *Gruft* 242.

⁴⁹ K. Bauch, *Das mittelalterliche Grabbild. Figürliche Grabmäler des 11. bis 15. Jahrhunderts in Europa*. Berlin, New York 1976 zu Nischengrab 45–62, hier 46; zu den Anfängen des Wandgrabes des 14. Jahrhunderts vgl. ebd. 233ff.

⁵⁰ Vgl. aus der Fülle der Literatur u.a. H. Börger, *Grabdenkmäler im Maingebiet vom Anfang des XVI. Jahrhunderts bis zum Eintritt der Renaissance*. Leipzig 1907; M. Burkhard-Meier, *Das spätmittelalterliche Wanddenkmal in Deutschland und den Niederlanden. Studien zur Typengeschichte des Epitaphs*. Phil. Diss. Freiburg i.Br. 1955 (Masch.schr.); A. Weckwerth, *Der Ursprung des Bildepitaphs*. In: *Zschr. f. Kunstgesch.* 20 (1957) 147–185; E. Panofsky, *Grabplastik. Vom alten Ägypten bis Bernini*. Köln 1964; H. Wischermann, *Grabmal, Grabdenkmal und Memoria im Mittelalter*. Freiburg i.Br. 1980 (Ber. u. Forsch. z. Kunstgesch. 5.); G. Schmidt, *Typen und Bildmotive des spätmittelalterlichen Monumentalgrabes*. In: *Skulptur und Grabmal des Spätmittelalters in Rom und Italien*. (...) Hrsg. v. J. Gams u. A. M. Romanini. Wien 1990 (Österr. Akad. d. Wiss., Hist. Inst. b. Österr. Kulturinst. Rom, I. Abt. Bd. 10.), 13–82.

⁵¹ F. V. Arens, *Das Nischengrab im Kreuzgang der Zisterzienserabtei Eberbach im Rheingau*. In: *Mainzer Zschr.* 63 (1967) 110–116; W. Bickel, *Die Bedeutung des mittelalterlichen Nischengrabes und seine Stellung im Zisterzienserorden*. In: *Ebd.* 117–119.

⁵² Zum Grab des Pfalzgrafen Heinrich II. in Maria Laach vgl. den Katalog: R. Kahsnitz, *Die Gründer von Laach und Sayn: Fürstenbildnisse des 13. Jahrhunderts*. Ausstellungskatalog German. Nationalmuseum Nürnberg, Nürnberg 1992 (Ausstellungskataloge d. Germ. Nationalmus.) 88–198; zum sog. „*Elisabeth-Mausoleum*“, das ein Heiligengrab mit einem überfangenden Baldachin ist, vgl. u.a. E. Leppin, *Die Elisabethkirche in Marburg. Ein Wegweiser zum Verstehen*. Marburg 1983 (700 Jahre Elisabethkirche in Marburg 1283–1983, Kat. E.) 25–28.

⁵³ W. Einsingbach, *Das ehemalige Zisterzienserkloster Eberbach im Rheingau*. Kunstgeschichtl. Führer (...) Gr. Ausg. Wiesbaden 1973, 32.

⁵⁴ Stichwort „Löwe“ in LCI 3 Sp. 112–119.

⁵⁵ Ps. 91,13; 1. Petr. 5,8.

⁵⁶ Stichwort „Engel“ in: *Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte*. Hrsg. v. L. H. Heydenreich u. K.-A. Wirth. Bd. V, Stuttgart 1967, 342–555 (zit. RDK) mit weiterer Literatur; auch LCI 1, Sp. 626–642.

⁵⁷ Joh 20,14–17.

⁵⁸ Einsingbach, *Eberbach* 32.

⁵⁹ LCI 5 Sp. 304–311, hier 305.

⁶⁰ Ebd. Sp. 58–63.

⁶¹ Ebd. Sp. 59.

⁶² LCI 8, Sp. 573.

- ⁶³ Ebd. Sp. 573–575.
⁶⁴ LCI 7, Sp. 516–541.
⁶⁵ RDK V 414.
⁶⁶ Einsingbach, Eberbach 32; vgl. zu „David“ auch RDK III 1083–1119; LCI 1, Sp. 477–490, hier 478.
⁶⁷ Zu „Salomo“ vgl. LCI 4, Sp. 16–24; u.a. R. Hausherr, *Templum Salomonis und Ecclesia Christi*. In: *Zschr. f. Kunstgesch.* 31 (1968) 101–121.
⁶⁸ Vgl. LCI 2 Sp. 354–359, hier 355.
⁶⁹ Vgl. Thieme-Becker 37, 308 unter dem Notnamen.
⁷⁰ Zu „Severus“ vgl. LCI 8 Sp. 341; *Bibliotheca Sanctorum*, ed. Pontificia Universit. Lateranense. 13 Bde. Rom 1961ff, hier XI 1001–1004.
⁷¹ Vgl. O. Buchner, *Der Severi-Sarkophag zu Erfurt und seine Künstler*. Erfurt 1903; R.-G. Lucke, *Die Severikirche zu Erfurt*. München 1990 (Schnell Kunstführer 2067.), 22.
⁷² Thieme-Becker (wie Anm. 69).
⁷³ Vgl. Ph. Ariès, *Le Purgatoire*. D'après la „Naissance du Purgatoire“ de Jacques Le Goff. In: *Im Angesicht des Todes*. Hrsg. v. H. Becker, B. Einig, P.-O. Ullrich. St. Ottilien 1987, Bd. I, 593–602.
⁷⁴ Vgl. Einleitung zu: *Die Inschriften des Landkreises Bergstraße*. Bearb. von S. Scholz. Mainz 1994 (Die Deutschen Inschriften.38., Mainzer R.4.) XXV.
⁷⁵ Vgl. *Catalogus abbatum*: „non procul a capite scriniolum lapidi incisum et craticula ferrea clausum, in quo duo lapides (...) fuere, (...) ad istos tabula membranacea appensa“; Wortlaut gedr. bei Serarius, *Moguntiacarum Rerum ab initio usque ad*

(...) hodiernum archiepiscoporum D. Joannem Schwichardum Libri V. Mainz 1604, 860; nach ihm gedr. Joannis, *Rerum Moguntiacarum*. Mainz 1722, Bd. I, 680; vgl. auch die übrigen Literaturangaben in REM II 1, 630 Nr. 2795.

⁷⁶ *Catalogus abbatum* fol. 19v–20v, ed. Roth, *Geschichtsquellen* III 108f., IV 110f.; Helwich, *Syntagma* 148–150; REM II 1, Nr. 2796; teilw. abgedr. in der Festschr. Eberbach im Rheingau (...) Eltville 1986, o.S.

⁷⁷ Freundl. Übersetzung von Dr. Sebastian Scholz, *Akademie der Wissenschaften u. der Literatur, Mainz*. Der gesamte Wortlaut der Tafel mit der vollständigen Übersetzung ist Teil der *Inscripfenedition: Die Inschriften des Rheingau-Taunus-Kreises*, bearb. v. Yvonne Monsees (in Vorbereitung, z.T. im Druck).

⁷⁸ Vgl. A. Gerlich, *Die Anfänge des abendländischen Schismas und der Mainzer Bistumsstreit*. In: *Hess. Jahrb. f. Landesgesch.* 6 (1956) 25–76; Jürgensmeier (wie Anm. 4) 142f.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Abb. aus der Edition Dors, S. 108 Abb. 26.

Abb. 2: Foto Thomas G. Tempel, *Akademie d. Wissenschaften, Mainz*.

Abb. 3: Abb. aus: Luthmer, *Kunstdenkmäler* 1907, Fig. 165.

Abb. 4: Abb. aus: Hahn, *Gruft*.

Das ehemalige Wilhelmiten-Kloster Marienpfort und der heutige Marienpforter Hof bei Bad Kreuznach*

Vorläufige Bemerkungen zur Geschichte eines vernachlässigten Baudenkmals

Der gegenwärtig als landwirtschaftlicher Betrieb genutzte Hof verdankt Namen und Existenz einer längst untergegangenen klösterlichen Ansiedlung eines kaum bekannten mittelalterlichen Ordens: des in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts aus einer kleinen Schar toskanischer Eremiten hervorgegangenen, sich nach dem hl. Wilhelm von Malavalle († 1157) nennenden „Ordo Fratrum Eremitarum St. Guilelmi“¹.

Über Umstände und Zeitpunkt der Gründung der in einem engen Waldtal nordwestlich von Waldböckelheim in der Nähe einer Quelle gelegenen klösterlichen Niederlassung² ist nichts bekannt. Da das Kloster erstmals zwischen 1256 und 1266³ anlässlich der Auseinandersetzung um die Aufhebung des Wilhelmiten-Ordens namentlich erwähnt wurde, gehört es neben dem an der Grenze zu Lothringen gelegenen Kloster Gräfin-

thal (s. u.) mit zu den frühesten Niederlassungen dieses Ordens im deutschen Südwesten, vermutlich handelt es sich sogar um die älteste dieser Region. Die Bedeutung Marienpforts in dieser Zeit zeigt sich auch darin, daß noch Ende des 13. Jahrhunderts mehrmals Konventualen ausgesandt werden konnten, um weitere Klostergründungen⁴ vorzunehmen. Zudem wurde im September des Jahres 1302 im Kloster Marienpfort („domus portae Sancte Marie“) das erste Provinzialkapitel der sich zu dieser Zeit konstituierenden deutschen Ordensprovinz „sollempniter“ abgehalten⁵. Marienpfort dürfte auch im 14. und 15. Jahrhundert innerhalb der deutschen Ordensprovinz eine nicht unerhebliche Rolle gespielt haben, da die jeweiligen Priore als ständige Visitatoren der Wilhelmiten-Klöster zu Worms⁶ und Gräfinthal⁷ fungierten und zeitweilig sogar das Visitations-

Abb. 1:
Marienpforter Hof (von Süden)



* Herrn Dr. h.c. Josef Staab mit herzlichen Grüßen und allen guten Wünschen zur 75. Wiederkehr seines Geburtstages; verbunden mit aufrichtigem Dank für seine stets gern gewährten, kenntnisreichen Auskünfte zu Kunst und Kultur des Rheingaus, einer Landschaft, die nicht nur durch die hier aufgezeigte Linie eng mit dem Naheland verbunden ist.

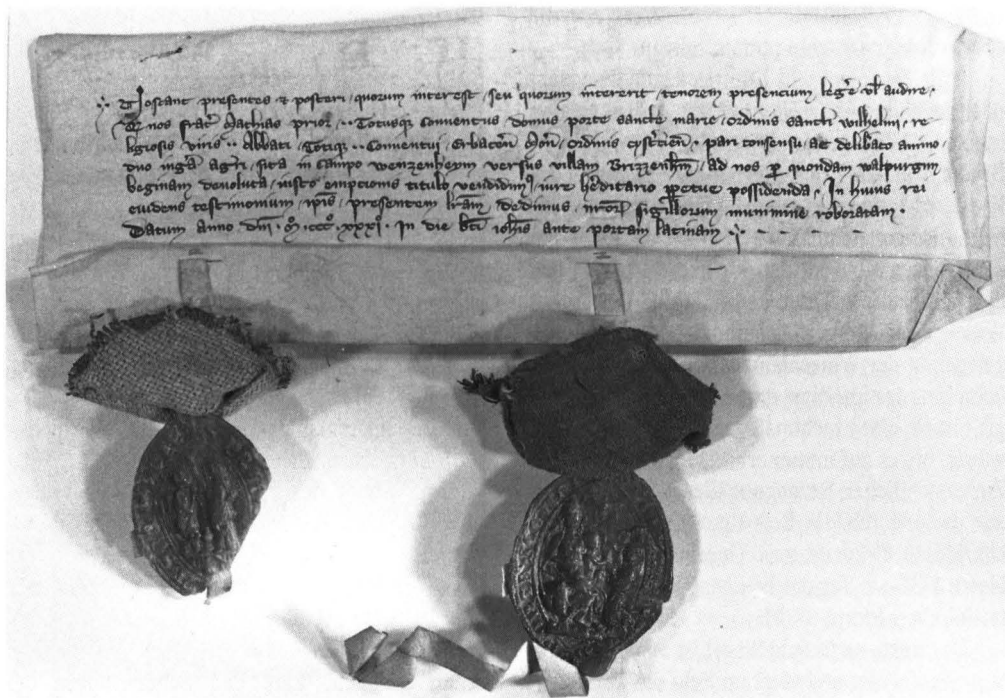


Abb. 2: Kaufurkunde zwischen Marienpfort und Kloster Eberbach, ausgestellt am 6. Mai 1331

recht über das bei Hagenau gelegene, elsässische Mutterkloster Marienthal⁸ ausübten. Ende des 15. Jahrhunderts stellte Marienpfort mit seinem Prior Johannes Ruß den Provinzialprior der deutschen Ordensprovinz.

Da die archivalischen Bestände des Klosters weitgehend verloren sind, erhellen nur noch wenige, eher zufällig überkommene Nachrichten seine weitgehend unbekannte Geschichte in diesen Jahrhunderten.

Am 25. Mai 1310 vermachen Graf Simon von Sponheim und seine Frau Elisabeth aus Sorge um ihr Seelenheil zahlreichen Kirchen und Klöstern ihres Einflußbereiches, darunter auch dem Kloster Marienpfort, zehn Mark⁹ und am 19. Juni 1318 eine weitere halbe Mark. Ebenfalls zehn Mark kölnischer Pfennige spendet am 12. November 1311 Graf Johann von Sponheim-Kreuznach für eine ewige Messe zu seinem und seiner Vorfahren Seelenheil. Diese frühen Stiftungen lassen vermuten, daß die Gründer des Klosters unter den Grafen von Sponheim, der zu dieser Zeit bedeutendsten Familie im Raum zwischen Nahe und Mosel, zu suchen sind.

Am 6. Mai 1331 verkauft das Kloster Marienpfort zwei Morgen Ackerland – gelegen zwischen Winzenheim und Bretzenheim an der Nahe – an das Zisterzienserkloster Eberbach im Rheingau. Da sich die Urkunde über diesen Vorgang mit den beiden anhängenden Siegeln des Priors und des Konvents des Klosters Marienpfort als einzig bekannte Quelle dieser Art noch im Original¹⁰ erhalten hat, seien Wortlaut und Übersetzung wiedergegeben:

„Noscant presentes et posteri quorum interest seu quorum intererit tenorem presencium lege(re) et audire, q(uod) nos frat(er) Mathias prior totiusq(ue) conventus domus porte sancte Marie ordinis sancti Wilhelmi religiosi viris abbati totiq(ue) conventui Erbacen(si) mon(asterio) ordinis Cystercien(sis) pari consensu ac delib(era)to animo duo iug(er)a agri sita in campo Wenzenheim versus villam Brizzenh(ey)m ad nos p(er) quondam Walpurgim beginam devoluta iusto emptionis titulo vendidim(us) iure he(re)ditario p(er)petue possidenda. In huius rei evidens testimonium ip(s)is presentem li(tter)am dedimus n(ost)ror(um) sigillorum munimine roboratam.

Datum anno d(omi)ni · M^o · ccc^o · xxxi^o · in die
b(ea)ti Joh(ann)is ante portam latinam“

(Alle Heutigen und Künftigen, die es angeht
oder angehen wird, sollen wissen, indem sie den
Inhalt des Vorliegenden lesen oder hören, daß wir,
Bruder Mathias, Prior, und der ganze Konvent des
Klosters Marienpfort aus dem Orden des hl. Wil-
helm, des gottesfürchtigen Mannes, dem Abt und
dem ganzen Konvent des Klosters Eberbach aus
dem Zisterzienserorden einmütig und mit festem
Willen zwei Morgen Ackerland verkauft haben,
gelegen in der Winzenheimer Flur nach Bretzen-
heim hin, das uns einst durch die Begine Walpur-
gis mittels eines rechtmäßigen Kaufes übereignet
wurde, um es auf immer erbrechtlich zu besitzen.
Zur ersichtlichen Bezeugung dieser Sache stellen
wir diese durch die Befestigung unserer Siegel
bekräftigte Urkunde aus. Gegeben im Jahr des
Herrn 1331, am Tag des heiligen Johannes vor der
lateinischen Pforte (6. Mai.)

Das linke, spitzovale Siegel ist an der rechten
Seite beschädigt und zeigt im Feld die Verkündi-
gungsszene. Zwischen Maria und dem Engel
befindet sich oben das Schriftband mit dem maria-
nischen Gruß, unten eine mit Lilien gefüllte Vase;
die Umschrift ist in gotischer Majuskel abgefaßt
und lautet:

+ S(IGILLVM) · PRIOR[IS DE POR]TA
S(AN)C(T)E MARIE

Das rechte, spitzovale Siegel weist an der
rechten Seite ebenfalls leichte Beschädigungen auf
und zeigt im Feld die Anbetung der heiligen drei
Könige; die Umschrift ist in gotischer Majuskel
abgefaßt und lautet:

S(IGILLVM) · CONV[ENTVS · DE] · PORTA ·
S(AN)C(T)E · MARIE

Im Jahr 1410 beurkundet „Bruder Johan
Knortz prior zu sante Marienporte sante Wilhelms
ordens“, daß der kurfürstlich-mainzische Burggraf
zu Böckelheim Johann Boos von Waldeck¹¹, „der
genant ist der lange“, zusammen mit seiner Frau
Margaretha von Ippelbrunn einen der hl. Not Got-
tes und dem hl. Kreuz geweihten Altar gestiftet
habe, an dem „wir und alle unser nach-
kom(m)ende (. . .) eyn ewige messe halden sullen
(. . .) vor ir nachkom(m)ehn (. . .) und vor alle
glaubigen selen (. . .)“¹². Vier Jahre später, am
6. Dezember 1414, beurkunden wiederum „Bru-

der Johann Knortze prior zu Sante Marienporten
und der Convent gemeynliche“ eine weitere Meß-
Stiftung des inzwischen zum zweiten Mal verhei-
rateten und bereits wieder verwitweten Johann
Boos von Waldeck, bestimmt „vor sich und sine
zwo eliche husfrauwe(n) seligen (. . .), vor sine
frauwe Margrete von Yppelbor(n)e und frauwe
Anna von Geyspitzheym, siner zweyer elichen
husfrauwen yr Muter, yr feter, yr alderen und aller
Ritterschafft und anderen, die beÿ uns begraben
lihent (. . .)“¹³. Diese bislang unbeachtete Notiz
weist das Kloster erstmals als offensichtlich vom
Adel der Umgebung gern genutzte Begräbnisstätte
aus, ein interessanter Umstand, auf den später
noch kurz einzugehen sein wird.

Im Verlauf des Landshuter Erbfolgekrieges
1504/05¹⁴, in dem sich in den naheländischen
Gebieten Kurpfalz und Pfalz-Zweibrücken mit
ihren jeweiligen Verbündeten gegenüberstanden
und wechselweise ihre Besitzungen verwüsteten,
wurde auch Marienpfort erheblich in Mitleiden-
schaft gezogen. Laut den Schilderungen des
damaligen Sponheimer Abtes und Humanisten
Johannes Trithemius¹⁵, der selbst wegen dieser
Auseinandersetzungen mit seinen kostbaren
Handschriftenschätzen nach Kreuznach flüchten
mußte, wurde das Kloster am 28. Juni 1504 durch
die Truppen Herzog Alexanders von Pfalz-Zwei-
brücken unter der Führung des Ritter Heinrich II.
von Schwarzenberg¹⁶ geplündert und konnte
lediglich aufgrund einer erpreßten Zahlung von
200 Goldgulden vor der gänzlichen Zerstörung
bewahrt werden.

Von diesem Schlag dürfte sich das Kloster
Marienpfort nicht mehr erholt haben. Bereits 1551
erscheint es unter den zwölf leerstehenden Klö-
stern auf kurpfälzischem Gebiet, die von Kurfürst
Friedrich II. mit päpstlicher Genehmigung aufge-
hoben¹⁷ und deren Besitz in den folgenden Jahren
eingezogen wurde. Da zum Klosterbesitz unter
anderem auch Wind- und Wassermühlen sowie
300 Morgen Hochwald gehörten, wurden die wei-
terhin fließenden Einkünfte¹⁸ von Kurpfälzer Seite
zur Erweiterung der Altarpfründe der Schloß-
kapelle in Heidelberg verwandt. Zudem besaß das
Kloster¹⁹ in den benachbarten Orten Sobernheim
und Boos sowie im rheinhessischen Wonsheim
jeweils einen eigenen Wirtschaftshof.



Abb. 3: Marienpforter Hof, Treppenturm von 1567

Die ungenutzte Klosteranlage wurde im Jahr 1564²⁰ von dem in Sobernheim ansässigen, ehemals kurfürstlich-trierischen Amtmann Philipp Cratz von Scharfenstein²¹ und seiner Frau Anna von Schöneberg (vor dem Sane) für die stattliche Summe von 12.000 Gulden²² käuflich erworben. Das Ehepaar ließ die noch stehenden Klostergebäude zum großen Teil niederlegen und errichtete einen bescheidenen, im Stil der Renaissance ausgeführten zweigeschossigen Neubau mit südlich anschließendem Treppenturm. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ging das Hofgut wohl im Erbgang zu gleichen Teilen an den kurmainzischen Obristleutnant Wilhelm Friedrich von Schellart²³ und an seinen Bruder Georg Christoph über. Dessen Tochter Anna Maria Barbara (verwitwete von Herissen)²⁴ überließ ihre Hofhälfte mit Vertrag vom 22. Februar 1731 ihrem zweiten Ehemann Christoph Friedrich von Petri, der diese vermutlich nur wenig später an den Freiherrn Florent Joseph de Latre de Feignis d. J. veräußert haben dürfte. Dieser war bereits seit 1729 über das Erbe seiner Mutter Anna Maximiliane, der zweiten Tochter Georg Christoph von Schel-

larts, in den Besitz der anderen Hofhälfte gelangt. Zu dieser Zeit (1733) umfaßte das Hofgut Marienpfort 155 Morgen Fläche, davon 25 Morgen Wiesen und 130 Morgen (meist schlechtes) Ackerland. Das Gut erbrachte zu dieser Zeit jährlich 98 Gulden. Zudem waren die erwähnten zugehörigen 300 Morgen Wald Gegenstand langjähriger Prozesse²⁵ mit Kurpfalz und der Gemeinde Waldböckelheim. Christian Wilhelm de Latre de Feignis, der zweite Sohn aus der Ehe des 1758 verstorbenen Freiherrn mit Louisa Freifrau von Geismar zog sich nach 1769 mit seiner Frau Frederike Gemming von Massenbach auf den Marienpforter Hof zurück. Deren Sohn Franz Feignies (das Adelsprädikat wurde inzwischen nicht mehr geführt) war seit Februar 1812 in zweiter Ehe mit Anna Margarethe, der Tochter des Hofverwalters Johann Philipp Thres, verheiratet. Ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, verstarb Franz Feignies am 14. Januar 1813, sein ebenfalls noch auf dem Hof lebender Vater Christian Wilhelm nur zwei Jahre später. Der Marienpforter Hof verblieb letztlich im Besitz der Familie Thres und wurde in wiederum zwei Teile geteilt, die noch bis heute von den Nachkommen der Familie²⁶ bewohnt und bewirtschaftet werden.

Betritt man in unseren Tagen als zufälliger Besucher das Gelände des Marienpforter Hofes, erinnert auf den ersten Blick nur noch wenig an dessen einstige Bedeutung. Allenfalls lassen Stille und Abgeschlossenheit den besonderen Charakter des Ortes ahnen. Zunächst fallen die beiden Wohngebäude und der stattliche Turm ins Auge – mit den Schmalseiten aneinanderstoßend und jeweils mit Freitreppen versehen, riegele sie das enge Waldtal in west-östlicher Richtung ab. Während das linke Haus in seiner heutigen Form erst im Jahr 1969 erbaut wurde, wurde das rechte Haus bereits 1836 grundlegend umgebaut, wobei der durch das Ehepaar Cratz von Scharfenstein nach 1564 errichtete einflügelige Bau mit dem Treppenturm in den östlichen Teil miteinbezogen wurde. Die beiden flankierenden, südöstlich vorspringenden Wirtschaftsgebäude orientieren sich an den topographischen Verhältnissen des Tales und dürften im Kern ebenfalls aus der Zeit nach 1564 stammen.

An sichtbaren architektonischen Formen aus der Erbauungszeit haben sich die teilweise in



Abb. 4: Marienpforter Hof, Rückseite (von Norden)

kleine Voluten auslaufenden Fenstergewände mit den dreiecksförmigen Giebeln auf der Vorder- und Rückseite des Hauses erhalten, die vorne mit dem Cratz-von-Scharfenstein'schen Wappen versehen sind. Im Innern findet sich ein gut erhaltener, mit einfachen Ornamenten geschmückter, allerdings stark übermalter Renaissance-Kamin, der auch vom ersten Geschoß des Treppenturmes aus durch ein vorzüglich gearbeitetes Renaissance-Portal zugänglich ist. Der eigentliche hofseitige Eingang dürfte durch eine heute nicht mehr benutzte rundbogige, von geriefelten Pilastern gerahmte Tür erfolgt sein, die mit einem aus Kreisen zusammengesetzten Zierfries und zwei Rosetten in den Zwickeln geschmückt ist. Weitere rechteckig ausgeführte Zugänge sind zugestellt. In den fast einen Meter unter dem heutigen Niveau liegenden Treppenturm führt ein aus drei Teilen aufwendig gearbeitetes, leider bereits stark verwittertes Renaissanceportal: Die Zwickel des rundbogigen, von zwei geriefelten Pilastern gerahmten Eingangs sind mit Blüten ausgefüllt, darüber befinden sich zwischen zwei floral verzierten kleinen Pilastern die beiden reliefierten Vollwappen des Ehepaars



Abb. 5: Portal des Treppenturms

Philipp Cratz von Scharfenstein und Anna von Schöneberg (vor dem Saane). Als Abschluß dient ein volutenbesetzter, von einer Vase bekrönter Dreiecksgiebel, in dessen Feld auf einer Kartusche das Jahr der Errichtung des Turmes 1·5·6·7 eingehauen ist. Im Erdgeschoß des Turmes führt eine Tür nach links in einen wohl damals wie heute wirtschaftlich genutzten Raum, der allerdings mit einem in den Bau des 16. Jahrhunderts einbezogenen Rundbogen ein Architekturelement aufweist, das noch aus der Zeit des alten Wilhelmitenklosters stammen könnte²⁷. Ein heute zugesetzter, spitzbogiger Zugang auf der Rückseite dürfte ebenfalls der Klosterzeit zuzurechnen sein. Ein weiteres Renaissance-Portal im ersten Geschoß des Treppenturmes führt zu dem oben erwähnten Kaminzimmer und den weiteren Räumen des Obergeschosses. Ebenfalls mit geriefelten Pilastern versehen, weist es im ornamental verzierten Sturz zu beiden Seiten flachreliefierte Medaillons auf, bei denen es sich links um den im Profil dargestellten Kopf eines bärtigen, behelmten Kriegers²⁸ und rechts um den eines bartlosen, langhaarigen, mit Stirnbinde geschmückten Man-



Abb. 6: Kellerseitiger Zugang zum Treppenturm mit Rundbogen



Abb. 7: Portal im Obergeschoß des Treppenturms



Abb. 8: Treppenturm, Wendeltreppe

nes handelt. Die Mitte des abschließenden Dreieckgiebels wird von einer fast vollplastischen männlichen Maske mit beiderseits verknotteter Stirnbinde eingenommen.

Der auf achteckigem Grundriß erbaute, mit einem spitz zulaufenden Dach versehene Turm besteht innen aus einer gewendelten, insgesamt aus 48 Stufen zusammengesetzten Treppe. Da der bisherigen Literatur lediglich zu entnehmen war, daß in dieser Treppe „einige Grabsteine (. . .) verbaut“²⁹ sein sollten, bot sich eine eingehende Untersuchung³⁰ dieses Bauwerks an. Zur allgemeinen Überraschung wurde bald deutlich, daß es sich bei sämtlichen Stufen um entsprechend zugeschnittene Grabplatten aus dem ehemaligen Wilhelmitenkloster handelte. Bisher war hinsichtlich der Grabdenkmäler des Klosters lediglich bekannt, daß sich auf einer dieser Stufen die Inschrift „MILES WOLFF DE S(PONHEIM)“ befunden bzw. daß es eine noch 1820 im Keller des Hofgutes nachgewiesene, mittlerweile jedoch verlorene Grabplatte mit dem Wappen der Meusewin von Sponheim und der Inschrift „ANNO

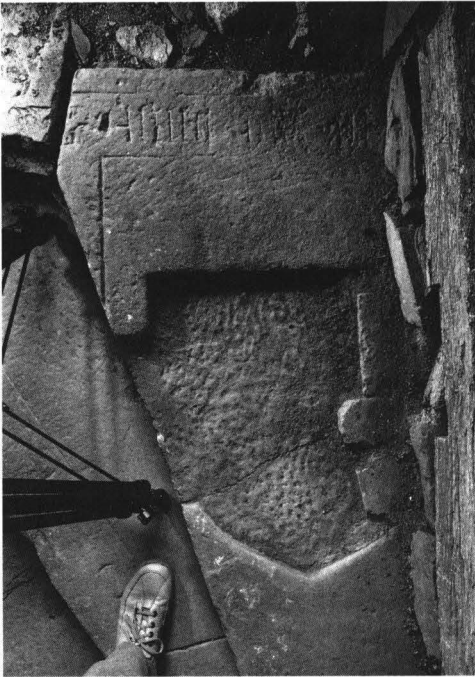


Abb. 9: Treppenturm, zur Stufe umgearbeitete Grabplatte mit Wappen (15. Jh.)

DOMINI 1413 9 SEPT. OBIIT DOMINUS EBERHARDUS MILES DE SPANHEIM³¹ gegeben haben sollte. Durch die sorgfältige Überprüfung des Treppenturms kamen nun weitere 25 Fragmente hinzu, die noch kleine Reste lesbarer Texte aufwiesen und so mit Sicherheit als Teile ehemaliger Grabplatten identifiziert werden konnten. Zusätzlich wurden 5 weitere Fragmente entdeckt, die als Fensterbänke oder Gesimse in den Treppenturm verbaut worden waren. Zudem fand sich in dem zum linken Haus gehörenden Garten des Marienpforter Hofes die untere Hälfte einer bis dahin unbeachteten Grabplatte aus weißgelbem Sandstein. Ihre in gotischer Majuskel zwischen Linien ausgeführte Grabinschrift für einen Heinrich von O(. . .) ließ sich in die 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts³² datieren.

Trotz der erheblichen Beschädigungen der zudem stark abgetretenen Platten³³ konnten also insgesamt 31 bisher unbekannte, zu einem kleinen Teil sogar zusammengehörige, mit lesbarem Text versehene Fragmente bestimmt werden, die vereinzelt mit Wappen und figürlichen Ritzzeichnungen geschmückt waren. Aus der mehrfachen

inschriftlichen Nennung des Geschlechts der Wolf von Sponheim kann geschlossen werden, daß das Kloster zumindest von ihnen und vermutlich auch von anderen Sponheimer Burgmannengeschlechtern als bevorzugte Grablege benutzt wurde. Von den urkundlich bekannten Begräbnissen der Boos von Waldeck war nichts mehr nachzuweisen, ebensowenig wie von den einstmals mit Sicherheit vorhandenen Grabdenkmälern der Marienpforter Mönche und ihrer Priore. Das Schwergewicht der Bestattungen lag aufgrund des aufgefundenen Materials in der zweiten Hälfte des 14. und im gesamten 15. Jahrhundert – bedauerlicherweise erlauben die meist nur noch buchstabenweise vorliegenden Texte keine näheren Aussagen. Da der Wilhelmiten-Orden bereits im Jahr 1249³⁴ von Papst Gregor IX. ein Privileg erhalten hatte, das neben Parrochialrechten auch ausdrücklich das Begräbnisrecht mit einschloß, sind Bestattungen in Marienpfort wohl seit der Erbauungszeit anzunehmen. Die Klöster des Wilhelmitenordens waren an sich begehrte Begräbnisstätten, da die



Abb. 10: Treppenturm, zur Stufe umgearbeitete Grabplatte mit Umschrift in gotischer Majuskel (14. Jh.), darunter Stufe mit Umschrift und Wappen der Familie (Wolf) von Sponheim



Abb. 11: Hofzufahrt, Fragment einer Grabplatte (um 1500)

durch Meditation, Entsagung und zurückgezogenes Leben gekennzeichnete Eigenart des Ordens stetiges Totengedenken³⁵ garantierte: die Mönche leisteten Fürbitte für die Verstorbenen durch ihre ununterbrochen abgehaltenen, sich in fester Abfolge vollziehenden Stundengebete. Daß zumindest die Marienpforter Mönche den einmal eingegangenen Gebetsverpflichtungen in der Regel auch gewissenhaft nachgekommen sein dürften, zeigt ein entsprechender, noch im Jahr 1472 als Teil eines offiziellen Schiedsspruches vereinbarter Passus eines mit den Herren von Steinkallenfels abgeschlossenen Vertrages³⁶.

Auf dem gesamten Gelände des Marienpforter Hofes sind weitere Spolien unterschiedlichster Art nachzuweisen, so etwa einige Architekturteile in der südöstlich verlaufenden Gartenmauer und in dem davor liegenden, von Unkraut überwucherten Bereich. Besonders auffällig sind zwei in die südöstliche Hofmauer neben der Hofzufahrt verbaute Fragmente zweier Grabdenkmäler des 15. oder 16. Jahrhunderts, von denen das hofseitige als rechtes oberes Eck einer Grabplatte aus weißgelbem Sandstein mit meisterhaft gearbeitetem Maßwerk anzusprechen ist. Ein ornamental verzierter Scheitelstein mit der erhaben ausgeführten Jahreszahl 1 5 6 6 befindet sich heute in der äußeren Südwand des (von der Hofeinfahrt gesehen) linken Wirtschaftsgebäudes – ein wichtiges Fundstück, das trotz seiner unbekanntenen Herkunft wohl den Beginn der durch das Ehepaar Cratz von

Scharfenstein veranlaßten Umbauten dokumentiert. Zwei ehemals vorhandene Jahreszahlen von 1586 und 1589³⁷ konnten nicht mehr aufgefunden werden.

Eine Reihe weiterer erstaunlicher Entdeckungen ergab sich durch die eher zufällige Überprüfung des rückseitig gelegenen Gartens des Marienpforter Hofes. Neben der oben erwähnten Grabplatte fanden sich hier zahlreiche umherliegende, zum Teil in die Gartenmauern verbaute, bislang unbeachtete Ausstattungstücke und Architekturteile aus den ehemaligen Klostergebäuden und des renaissancezeitlichen Hofgutes. Darunter befinden sich unter anderem (Bruchstücke von Säulen, Gewänden, Rippen und Konsolen):

- der innere Teil einer zu einer (nicht verwendeten?) Treppenstufe umgearbeiteten Grabplatte
- eine hervorragend gearbeitete mittelalterliche Säulenbasis
- ein stark verwitterter (mit Blumen bepflanzter) Schlußstein
- ein Schlußstein mit betendem Engel
- ein steinerner Pinienzapfen
- ein gut erhaltendener Schlußstein mit Fruchtwerk
- ein ionisch gearbeitetes Kapitell (aus dem 16. Jahrhundert?)

Die heutige Lage der auffallend exakt in west-östlicher Richtung ausgerichteten Wohngebäude, die ja im östlichen Teil das nach 1566 erbaute – im



Abb. 12: Rückseitiger Garten, Schlußstein mit betendem Engel

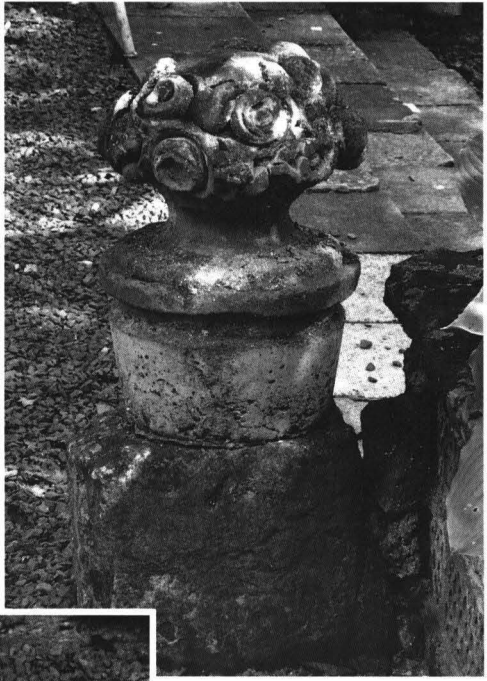


Abb. 14: Rückseitiger Garten, Schlußstein mit Fruchtwerk



Abb. 13: Rückseitiger Garten, ionisches Kapitell

übrigen stark renovierungsbedürftige – Hofgebäude enthalten, läßt darauf schließen, daß zumindest dieses auf den Grundmauern der alten Klosteranlage, womöglich sogar der Kirche erbaut wurde. Der noch gut sichtbare, vermauerte Rundbogen im Erdgeschoß des renaissancezeitlichen Hofes sowie der spitzbogige Eingang auf der Rückseite weisen in die gleiche Richtung. Die bislang aufgefundenen Architektur- und Ausstattungsstücke deuten auf einen im 15. Jahrhundert umgebauten, wenn nicht sogar neu errichteten (mit Sicherheit aber bescheiden dimensionierten)

Klosterkomplex hin, über dessen wirkliche Lage, Aussehen und Ausstattung sowie über dessen Vorgänger- und Nachfolgebauten³⁸ erst eine dringend erforderliche, längst überfällige Gesamtaufnahme der noch vorhandenen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bausubstanz einen ersten Einblick geben könnte. Wünschenswert wären sich daran anschließende archäologische und kunsthistorische Untersuchungen, die mit Sicherheit zu wesentlichen Erkenntnissen über die bislang kaum erforschte Organisation eines mittelalterlichen Eremitenklosters³⁹ führen würden.

Anmerkungen

¹ Vgl. dazu die Zusammenstellung der wichtigsten Quellen in: *Acta Sanctorum* (zu Februar 10). Paris 1864, 433–500 (dabei auf S. 481 f. eine Liste sämtlicher Wilhelmitenklöster) und zum Folgenden M. Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche. Bd. 1 Paderborn ³1933 (Nachdruck 1980) 539 f. und vor allem K. Elm, Beiträge zur Geschichte des Wilhelmitenordens (Münstersche Forschungen 14). Köln-Graz 1962. – Die zunächst nach der extrem strengen Regel Wilhelms in einer Art klösterlichen Gemeinschaft lebenden Eremiten breiteten sich in ihrer bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts währenden Blütezeit in Italien, Frankreich, Deutschland und Osteuropa, vor allem aber in Brabant und Flandern aus. Bereits in den dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts erfolgte jedoch ein entscheidender Einschnitt, der dieser Eremiten-Vereinigung letztlich ihre Identität nahm: Papst Gregor IX. (1227–1241) setzte – auf wessen Veranlassung auch immer – die bisher geltenden „statuta S. Guilelmi“ außer Kraft, indem er nun die benediktinische Ordensregel in ihrer zisterziensischen Ausprägung als verbindlich erklärte. Immerhin konnte sich der Wilhelmiten-Orden dem 1256 durch Papst Alexander IV. vorgenommenen Zusammenschluß einer Vielzahl von einander unabhängiger Eremiten-Vereinigungen im „Ordo Fratrum Eremitarum Sancti Augustini“ erfolgreich widersetzen, erhielt letztlich 1266 durch Papst Clemens IV. seine Eigenständigkeit garantiert und bewahrte damit zumindest in Ansätzen seinen eremitisch-monastischen Charakter. Mitte des 15. Jahrhunderts war der Orden in die drei Provinzen Toskana, Deutschland (umfaßte die Klöster in Deutschland, Böhmen, Steiermark und Ungarn) und Flandern unterteilt, denen starke Provinzialpriore und ein schwacher Generalprior vorstanden. Als Tracht der Wilhelmiten diente eine wollene, ungefärbte Kutte, Sandalen und Stab. In Deutschland wurden im Verlauf des 16. Jahrhunderts die meisten Wilhelmiten-Klöster infolge der Reformation aufgehoben, anderswo schlossen sie sich nach und nach anderen Kongregationen an. Spätestens zu Beginn des 19. Jahrhunderts existierte der Wilhelmiten-Orden nicht mehr.

² Die früheste Besiedlung dieses Ortes dürfte bereits in römischer Zeit anzusetzen sein: H. Hahn, Geschichte des Böckelheimer Kirchenspiels, seiner Burg Böckelheim und des Ursprungs der Sponheimer Grafen. Kreuznach 1900, 61 vermutete an dieser Stelle aufgrund von „umfangreichen Mauerresten“ eine ehemalige römische Siedlung, zudem sollen die „hier gefunden(en) (...) römische(n) Münzen, Urnen und Plattengräber“ aus dem 4. Jahrhundert stammen. Laut freundlicher Mitteilung von Dr. Gerd Rupprecht (Mainz), Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz, liegen für den Bereich des Marienporter Hofes aus jüngerer Zeit allerdings keine archäologischen Erkenntnisse vor. Ob das weit gelegene, in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts aufgedeckte römische Brandgräberfeld mit Bestattungen von der 1. Hälfte des 1. bis ins 3. Jahrhundert n. Chr. in direktem Zusammenhang mit dieser Siedlung steht, ist noch nicht geklärt; vgl. dazu die Hinweise von K. Geib, Jahresbericht 1938, in: *Bonner Jahrbücher* 145 (1940) 341 und G. Rupprecht, Art. „Waldböckelheim“ in: H. Cüppers (Hg.), *Die Römer in Rheinland-Pfalz*. Stuttgart 1990, 656.

³ Vgl. zum Folgenden Joh. Sac. Wagner, Das Kloster Marienpforte, in: *Naheland-Kalender* 1955, 87 und Elm, *Wilhelmitenorden* (wie Anm. 1) 55 Anm. 4 und 74 f. – In der betreffenden Quelle, einer Urkunde Papst Clemens' IV., wird Marienpfort als „Domus de Porta Mariae (...) dicta de Ibi-

borne“ aufgeführt; damit wäre – wenn es sich um keine Verwechslung handelt – der lokale Flurname mitüberliefert. Der Weihenname des Klosters spiegelt die im 12. und 13. Jahrhundert weit verbreitete Marienverehrung innerhalb des Ordens wieder, wie sie bei ähnlichen Namensgebungen anderer Wilhelmitenklöster ebenfalls zu beobachten ist; vgl. dazu die Hinweise bei K. Elm, *Die münsterländischen Klöster Groß-Burlo und Klein-Burlo*. Ihre Entstehung, Observanz und Stellung in der nordwesteuropäischen Reformbewegung des 15. Jahrhunderts, in: ders., *Mittelalterliches Ordensleben in Westfalen und am Niederrhein* (Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte 27). Paderborn 1989, 87–113, hier 98 f. (erstmalig 1965).

⁴ Allerdings zählten die Konvente der Wilhelmitenklöster in der Regel nicht mehr als 5 bis 10 Insassen. Vgl. dazu und zum Folgenden Elm, *Wilhelmitenorden* (wie Anm. 1) 75 ff. und 104. – Sicher nachweisbar ist die von Marienpfort aus erfolgte Gründung des Klosters Windsbach bzw. Fürstenthal bei Bacharach im Jahr 1288 (vgl. dazu Chr. v. Stramberg, *Das Rheinufer von Coblenz bis zur Mündung der Nahe* [Rheinischer Antiquarius II, 9]. Coblenz 1860, 58, 68 ff. und 77 ff. und demnächst D. G. Gschwinder, *Kloster Fürstenthal zu Bacharach am Rhein*. Geschichte des Klosters der Wilhelmiten an der Windsbach von 1288 bis 1558), von dem aus vor 1317 das Wilhelmitenklöster in Limburg an der Lahn gegründet wurde (vgl. dazu W. H. Struck, *Das St. Georgenstift, die Klöster, das Hospital und die Kapellen in Limburg an der Lahn*. Regesten 910–1500 [Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau 12,1]. Wiesbaden 1956, 639 ff.) und die zwischen 1287 und 1290 erfolgte Gründung des Wilhelmitenklösters in Worms (vgl. dazu E. Kranzbühler, *Verschwundene Wormser Bauten*. Beiträge zur Baugeschichte und Topographie der Stadt Worms. Worms 1905, S. III ff.).

⁵ Ein weiterer Hinweis auf den Rang des Klosters, da man sich in der deutschen Ordensprovinz bei der Wahl des Tagungsortes in der Regel an der Reihenfolge des Alters der Klöster orientierte; vgl. dazu den Hinweis bei Elm, *Wilhelmitenorden* (wie Anm. 1) 128 und St. A. Würdtwein, *Subsidia diplomatica ad selecta juris ecclesiastici Germaniae* (...). Bd. 1, Heidelberg 1772, 396 f.

⁶ Vgl. dazu G. J. W. Wagner, *Die vormaligen geistlichen Stifte im Großherzogtum Hessen*. Bd. 2: Provinz Rheinhessen. Darmstadt 1878, 198.

⁷ Vgl. dazu C. Pöhlmann, *Regesten des Wilhelmitenklösters Gräfinthal bis 1599* (Veröffentlichungen der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften 16). Speier am Rhein 1930, 21 und 47 (Urkunde von 1428; als Mitsiegler tritt neben dem damaligen Provinzialprior der Visitator Bruder Nicolaus, Prior zu Marienpfort, auf) sowie zum heutigen Zustand B. H. Bonkhoff, *Die Kirchen im Saar-Pfalz-Kreis*. Saarbrücken 1987, 120 ff.

⁸ So Elm, *Wilhelmitenorden* (wie Anm. 1) 79 f.

⁹ Vgl. zu den folgenden Stiftungen die Zusammenfassungen der entsprechenden Urkunden bei J. Mötsch (Bearb.), *Regesten des Archivs der Grafen von Sponheim 1065–1437*. Teil 1 (1065–1370) (Veröffentlichungen der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz 41). Koblenz 1987, Nr. 288, Nr. 304 und Nr. 378; vgl. auch Nr. 747 (vom 18. Februar 1340).

¹⁰ Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 22, 676; ediert bei K. Rossel, *Urkundenbuch der Abtei Eberbach im Rheingau*. Bd. 2,2. Wiesbaden 1865, 935 f. Nr. 885.

¹¹ Vgl. zu ihm G. F. Anthes, *Beiträge zur Geschichte der Ritter Boos von Waldeck in Meisenheim und Umgebung* (Quellen zur Geschichte der Stadt und Verbandsgemeinde Meisenheim am Glan, Beiheft II). Meisenheim 1989, 13.

¹² Landeshauptarchiv Koblenz, Abt. 642, 32; bislang unedierte Originalurkunde mit einem kleinen Rest des ehemaligen Siegels. Die Urkunde findet sich lediglich als Regest im handschriftlich abgefaßten „Opus genealogicum“ Bd. 1, fol. 282^v (Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, Abt. C 1 Nr. 77) des 1632 verstorbenen Mainzer Domvikars und Archivars Georg Helwich, allerdings mit der falschen Datierung „Anno 1400“.

¹³ Ebd., Abt. 642, 33; bislang unedierte Originalurkunde mit zwei fragmentarischen erhaltenen Siegeln. Auf dem rechten ist noch ein Teil der in gotischer Majuskel ausgeführten Umschrift zu lesen: [...]S · DE · PO[...], wohl zu ergänzen zu [S(GILLVM) · CONVENTV]S · DE · PO[RTA · S(AN)C(T)E · MARIE]. Die Urkunde wurde ebenfalls von Helwich als Regest überliefert.

¹⁴ Vgl. dazu M. Schaab, *Geschichte der Kurpfalz*. Bd. 1: *Mittelalter*. Stuttgart u. a. 1988, 213 ff.

¹⁵ Vgl. zum Folgenden J. Trithemius, *Chronicon Sponheimense*, in: M. Freher (Hg.), *Johannis Trithemii (...) opera historica (...)* Bd. 2. Frankfurt 1601, 419.

¹⁶ Er verstarb im Jahr 1513 und wurde in der Stiftskirche zu Henweiler bei Kirn beigesetzt; vgl. zu seinem erhaltenen Grabdenkmal E. J. Nikitsch (Bearb.), *Die Inschriften des Landkreises Bad Kreuznach* (Die Deutschen Inschriften 34). Wiesbaden 1993, Nr. 272.

¹⁷ Vgl. dazu Schaab, *Kurpfalz* (wie Anm. 14) Bd. 2, 28 und W. Seibrich, *Letzte Mönche, Nonnen und Kanoniker in kurpfälzischen Klöstern und Stiften vor der Reformation*, in: *Jahrbuch zur Geschichte von Stadt und Landkreis Kaiserslautern 24/25* (1986/87) 267.

¹⁸ Die Güter wurden von der gemeinschaftlichen kurpfälzischen Kollektur zu Kreuznach verwaltet, erst 1689 wurde die Marienpforter Schaffnerei ausgegliedert und der Disibodenberger Kellerei zu Kreuznach unterstellt, die bereits für die Besitzungen der ebenfalls eingezogenen Klöster Ravengiersburg und Kumbd verantwortlich war; vgl. dazu den Hinweis bei W. Wagner, *Das Zisterzienserenkloster Kumbd (Hunsrück)*. Ratingen u. a. 1973, 171. – Einen Überblick über einen Teil der fälligen Zinsen und Natural-Einnahmen aus dem ehemaligen Klosterbesitz bietet eine Aufstellung aus dem Jahr 1736 (Stadtarchiv Bad Kreuznach, Gr. 843 Nr. 15) sowie die 1756 angelegte Übersicht „Renovation über des Closter Mariae Pfort, Ravengiersburg und Chumbt Gefällen in der Stadt Creutznach“ (Stadtarchiv Bad Kreuznach, Gr. 128, Nr. 5) und die ab 1780 erhaltenen, im Jahreswechsel geführten Marienpforter Rechnungsbücher, die „über alle Einnahm und Ausgab“ Rechenschaft ablegten (Landeshauptarchiv Koblenz, Best. 33, 2279–2326).

¹⁹ Vgl. zum Folgenden W. Zimmermann, *Die Kunstdenkmäler des Kreises Kreuznach* (Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz I, 18). Düsseldorf 1935, 371 mit Abb. 274, DI 34 (wie Anm. 16) Nr. 333 und Nr. 500 sowie den Hinweis bei F. J. Spang, *Auszüge aus Wonsheims Geschichte*, in: *Heimat-Jahrbuch Landkreis Alzey 2* (1962) 85.

²⁰ Vgl. zum Folgenden Zimmermann (wie Anm. 19) 410 f. mit Abb. 303.

²¹ Er verstarb im Jahr 1570 und wurde in der Pfarrkirche zu Sobernheim beigesetzt; vgl. zu seiner Grabinschrift DI 34 (wie Anm. 16) Nr. 328.

²² Landeshauptarchiv Koblenz, Best. 33, 1786 S. 25 (Acta Marienpforter Hoff, forst und wiesen betr.). Die genannte Summe beruht auf einer auf alten kurpfälzischen Unterlagen basierenden Auskunft aus dem Jahr 1783.

²³ Er verstarb im Jahr 1685 und wurde in der damaligen Johanniter-Kapelle zu Sobernheim beigesetzt; vgl. zu seinem erhaltenen Grabdenkmal DI 34 (wie Anm. 16) Nr. 598.

²⁴ Vgl. Zimmermann (wie Anm. 19) 411 sowie zum Folgenden ausführlich E. L. Seibert, *Die Familie de Latre von Feignes*, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend 8* (1958) 117–132 (freundlicher Hinweis von Herrn Jörg Julius Reisek, Heimatwissenschaftliche Zentralbibliothek Bad Kreuznach).

²⁵ Vgl. dazu die noch nicht vollständig ausgewerteten Quellen im Stadtarchiv Bad Kreuznach (Gr. 766, Nr. 6 von 1786–87 und im Landeshauptarchiv Koblenz (Best. 33/1786 von 1780–83 und Best. 33/2664 von 1710–29).

²⁶ Fam. Schwarz (linke Hälfte) und Fam. Schmidt (rechte Hälfte).

²⁷ Freundlicher Hinweis von Herrn Dr. Günther Stanzl (Mainz), Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz.

²⁸ Ein vergleichbares Medaillon mit ähnlicher Darstellung findet sich am dreigeschossigen Erker der sogenannten kurmainzischen Faktorei in Waldböckelheim, einem wohl um 1575 errichteten Renaissancebau; vgl. dazu E. Renard, *Waldböckelheim*. Instandsetzung des Renaissance-Erkers an dem Schmidtischen Hause, in: *Bonner Jahrbücher 121* (1914) 44 ff. und Kdm. (wie Anm. 19) 409 mit Abb. 302.

²⁹ Zimmermann (wie Anm. 19) 411.

³⁰ Die Arbeiten wurden vom Verfasser hauptsächlich im Sommer 1987 (mit Nacharbeiten im Sommer 1991) im Rahmen des interakademischen Editionsprojekts „Die Deutschen Inschriften“ durchgeführt, in dem die erhaltenen (wie verlorenen) mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Inschriften des Landkreises Bad Kreuznach aufzunehmen, gegebenenfalls zu fotografieren und wissenschaftlich zu bearbeiten waren. Das Buch ist mittlerweile erschienen (vgl. Anm. 16).

³¹ Vgl. dazu DI 34 (wie Anm. 16) Nr. 107. – Bei dem sonst unbekanntem Verstorbenen, dessen Name wohl „CHERHARDUS“ gelautet haben dürfte, handelte es sich vermutlich um einen Sohn des Gerhard von Sponheim-Tannenfels mit Adelheid von Neef.

³² Vgl. ebd. Nr. 81.

³³ Vgl. dazu den von Prof. Dr. Falk Krebs (Seeheim-Jugendheim) für den Tafelteil von DI 34 (wie Anm. 16) angefertigten isometrischen Plan des Treppenturms, der sowohl die Lage aller als Stufen verwendeter Grabplatten als auch eine Konkordanz mit den im Katalogteil behandelten Nummern bietet.

³⁴ Vgl. dazu Elm, *Wilhelmitenorden* (wie Anm. 1) 51 f.

³⁵ Vgl. zur Tradition der Totenmemoria bzw. zum Nutzen von Messen und Gebeten als Sühnmittel begangener Sünden der Verstorbenen ausführlich S. Scholz (Bearb.), *Die Inschriften des Landkreises Bergstraße* (Die Deutschen Inschriften 38). Wiesbaden 1994, Einleitung XXIV–XXXIII.

³⁶ Wild- und Rheingraf Johann entschied in einem den Besitz von Weinbergen bei Monzingen betreffenden Streit der Brüder Johann und Georg von Steinkallenfels mit Prior und Konvent des Klosters Marienpfort, daß letztere den überwiegenden Teil der umstrittenen Weinberge behalten dürften, wenn sie als Gegenleistung „jährlich ... für die verstorbenen Johann und Jutta (von Steinkallenfels) ein ‚jargezit‘ mit Vigilen und Messen“ abhalten würden; vgl. dazu M. Ohlmann, *Ein Steinkallenfelser Kopialbuch*, in: *Heimatblatt für Nahe und Hunsrück 10* (1931).

³⁷ Vgl. DI 34 (wie Anm. 16) Nr. 323.

³⁸ Schon ein Blick in den 1813 erstellten Urkataster (Landeshauptarchiv Koblenz, Außenstelle Koborn-Gondorf, Best. 730/571: Waldböckelheim Flur XIII „Auf dem Marienpforter-

hof²; freundlicher Hinweis von Herrn Josef Heinzelmann, Oberwesel-Langscheid) zeigt im Grundriß verschiedene, vom heutigen Befund abweichende Gebäudeteile, so Anbauten im Norden und Südosten sowie freistehende Gebäude in der Mitte und im Süden des heutigen Hofes.

³⁹ Da die Wilhelmiten schon früh ihre anachoretische Lebensweise zugunsten zisterziensischer Gewohnheiten aufgegeben hatten (vgl. Anm. 1), ist wohl eine kleine, nach Vorbild dieses Ordens gestaltete zönotäre Klosteranlage mit Kirche, Kreuzgang und den traditionellen Gemeinschaftsräumen zu erwarten. Gleichzeitig blieben die Wilhelmiten jedoch ihrem eremitischen Charakter und dem damit verbundenen Willen zum weltabgewandten Leben verpflichtet, so daß innerhalb des Klosterbereichs durchaus eigene eremitische Bereiche wie Höhlen, kleine Hütten oder Zellen entstehen konnten, die als gelegent-

liche Rückzugsmöglichkeit einsamkeitssuchender Mönche genutzt werden konnten. So lassen sich noch auf (allerdings aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammenden) Plänen belgischer und holländischer Wilhelmitenklöster bestimmte Bereiche feststellen, die als „Refugium für einzelne Mönche“ dienten; vgl. dazu K. Elm, Ein Plan des Klosters Groß-Burlo aus dem Jahre 1728, in: ders., Mittelalterliches Ordensleben (wie Anm. 3) 114–129, Zitat S. 125.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 3–14: Inschriften-Kommission der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz.

Abb. 2: Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden.

Buchbesprechung

Kremer, Hans: Die Pfarrkirche St. Peter und Paul in Eltville – Kunst, Geschichte und Bedeutung. Hrsg.: *Katholische Pfarrgemeinde Eltville*, 115 S., 21 x 21 cm. Druck: Georg Aug. Walter's Druckerei GmbH, Eltville 1994. ISBN 3-921865-05-0.

Am 22. Oktober 1994 konnte die Katholische Pfarrgemeinde Eltville das neue Buch „Die Pfarrkirche St. Peter und Paul in Eltville – Kunst, Geschichte und Bedeutung“ der Öffentlichkeit vorstellen. Der Termin war mit Bedacht gewählt: So kommt, was zunächst als Festschrift für Hans Kremer zum 75. Geburtstag gemünzt war, noch rechtzeitig auf den Markt, um den weihnachtlichen Gabentisch zu bereichern.

Hans Kremer, der seit Jahrzehnten als Kunsthistoriker und Pfarrarchivar wirkt, ist ein profund-er Kenner der Eltviller Pfarrkirche, ihrer Kunstschätze und ihrer Geschichte. Das Buch enthält auf 115 Seiten die gesammelten Aufsätze, die er in den letzten zwanzig Jahren regelmäßig im Pfarrspiegel veröffentlicht hat und in denen er die Kirche mit ihren Kunstschätzen beschreibt und erklärt, in Zusammenhänge einordnet und in ihrer Bedeutung erschließt. Die Sammlung wird ergänzt durch einen Aufsatz, der bereits 1984 in der Mainzer Zeitschrift publiziert wurde, und einen bisher unveröffentlichten Aufsatz aus dem Jahre 1961 sowie fünf Beiträge, die nicht aus der Feder Hans Kremers stammen, die sich aber harmonisch in den vorgegebenen Rahmen einordnen und das Gesamtbild abrunden.

Der thematische Bogen ist weit gespannt: von den Anfängen der Baugeschichte über die Regoti-

sierung im vorigen Jahrhundert bis zu der sensationellen Aufdeckung der alten Wandmalereien, von Altar, Taufstein und historischen Grabmälern bis zu Paramenten und liturgischen Geräten, vom Chorgestühl bis zum Glockenstuhl, vom Ölberg bis zur Regina in den Weinbergen. So entsteht in der Summe der gesammelten Aufsätze eine Gesamtdarstellung der Kirche, die zugleich Rückblicke in Glauben und Leben der Pfarrei eröffnet und Verständnis für die gewachsene und tief verwurzelte christliche Tradition in unserer Heimat vermittelt.

Das Ganze ist reich illustriert mit historischen und aktuellen Photographien, alten Bauplänen und Rekonstruktionsentwürfen, vertrauten und auch ungewohnten Ansichten. So ist ein Buch entstanden, das neben gewinnbringender Lektüre auch manchen optischen Genuß bereithält. Das Volumen des darin gespeicherten Wissens und die Tiefe der Ausdeutung machen es zu einem unentbehrlichen Handbuch für jeden interessierten Besucher und Kunstfreund. Nicht zuletzt ist es aufgrund seiner ansprechenden Ausstattung ein vorzügliches Geschenk für alle, die den Rheingau lieben.

Die aufwendige Edition war mit Unterstützung vieler Sponsoren möglich. Die Pfarrei erhofft sich von der relativ hohen Auflage langfristig einen Gewinn, der für die Restaurierung, Sicherung und Erhaltung von Kunstwerken der Kirche verwendet werden soll.

Das Buch ist zum Preis von DM 24,80 im Katholischen Pfarramt und im örtlichen Buchhandel erhältlich.

Karl Heinz Wahl

Rheingau Riesling.

...EIN KLASSIKER!

Gesellschaft für Rheingauer Weinkultur · Postfach 2 · 65362 Geisenheim



»Goethe im Rheingau«
frei nach einem Gemälde von J.H.W. Tischbein

4180 Quadratkilometer Nähe



In unserem Geschäftsgebiet waren wir Ende 1993 mit 182 Geschäftsstellen vertreten.

In Klammern: Anzahl der Geschäftsstellen sofern mehr als eine.

Unser Geschäftsgebiet ist größer als manches Bundesland. Aber nicht deshalb ist die Naspas eine der wichtigsten Sparkassen Deutschlands. Das verdanken wir den Firmen und Menschen in der weiten Region des alten Herzogtums Nassau, die – oft über Generationen hinweg – von unserer Leistungskraft überzeugt sind.

Immer wieder hat die Naspas bei zukunftsorientierten Entwicklungen im Bankwesen eine Vorreiterrolle gespielt. Deshalb steht unseren Kunden heute ein umfassendes Angebot an modernen Finanzdienstleistungen zur Verfügung.

Ob Sie die Dienste unserer Auslandsabteilung in Anspruch nehmen oder die Kompetenz unseres Teams an der Frankfurter Börse, ob Sie Electronic-Banking einsetzen oder Telefon-Banking nutzen – immer profitieren Sie von der Professionalität einer Großsparkasse.



**Nassauische
Sparkasse**